

Das
Lange Parlament
in England.

Eine Warnungstimme für unsere Tage

von

S. Greiner.

Berlin.

Verlag von Friedrich Gerhards.

1850.

1850

Handwritten title in Gothic script, likely "Handwritten Title" or similar.

Handwritten text in Gothic script, possibly "in England" or similar.

Handwritten text in Gothic script, possibly "Die Wissenschaft der Natur" or similar.



Handwritten text in Gothic script, possibly "G. G. G." or similar.

Handwritten text in Gothic script, possibly "G. G. G." or similar.

Handwritten text in Gothic script, possibly "Verlag von G. G. G." or similar.

Handwritten text in Gothic script, possibly "1850" or similar.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
1. Von Jacob I. bis auf das Lange Parlament	7—25
2. Das Lange Parlament	26—54
3. Der Bürgerkrieg	54—67
4. Gefangennehmung, Proceß und Hinrichtung des Königs	67—83
5. Aufhebung des Langen Parlaments	84—88
6. Schluß	88—90

Inhaltsverzeichnis

1	Von Jacob I. die auf das Lange-Parlament	7-27
2	Das Lange-Parlament	28-34
3	Der Bürgerkrieg	34-67
4	Österreichische Herrsch. und Einrichtung des Königs	67-83
5	Einleitung des langen Parlaments	84-88
6	Schluss	88-90

alle erringen sollte. Auch war es ein unschätzbare Vortheil, daß in die Angelegenheiten des englischen Volkes keine fremde Macht störend eingriff; die Revolution hielt sich rein von jenen Gräueln, welche in Frankreich fremde Einmischung zum großen Theil hervorgerufen hat.

Unser so vielfach gespaltenes und zerrissenes, von so vielen innern und äußern Gefahren bedrohtes deutsches Vaterland ist nicht so glücklich, wie das englische Volk. Aber auch ihm wird, mögen sie dunkle Wolken noch so dicht zu umhüllen scheinen, die Sonne der Freiheit endlich aufgehen, wenn es nicht die Zuversicht zu sich selbst und nie das Ziel aus den Augen verliert, zu dem nicht blinde Wuth, rasende Uebertreibung, sondern allein reine Begeisterung, klare Besonnenheit, festes, und vor allem einträchtiges Handeln führen können.

Nach den großen Geschichtschreibern, welche jene Zeit bereits beschrieben haben, macht das Büchlein etwa nur Anspruch auf das Verdienst, diesen merkwürdigen Zeitabschnitt einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht zu haben.

Der Verfasser.

Von Jacob I. bis auf das Lange Parlament.

Unter der langen und glücklichen Regierung der Königin Elisabeth waren die Wunden vernarbt, die Bürgerkriege und Religionsunruhen England geschlagen hatten. Glückliche Unternehmungen zur See — obgleich die ganze Flotte aus kaum dreißig Schiffen bestand — entwickelten Handelsgeist und hoben das Gewerbe; es bildete sich ein wohlhabender Mittelstand, der durch Abgaben wenig gedrückt war; das neuerwachte Studium des classischen Alterthums regte Forschungsgeist und Schönheits Sinn, aber zugleich auch Begeisterung für die Freiheit an; eben so konnte das durch die Reformation erwachte Gefühl der Selbstständigkeit des Einzelnen in religiösen Dingen nicht ohne Einfluß bleiben auf das bürgerliche und politische Leben. Bald jedoch spalteten sich in England die Anhänger der Reformation in zwei Parteien: in die der Hochkirche und in die der Presbyterianer. Bekanntlich hatte Heinrich VIII. sich zwar von der katholischen Kirche losgesagt; allein die von ihm gegründete Hochkirche mit ihrem gottesdienstlichen Gepränge und ihrer hierarchisch gegliederten Gewalt der Bischöfe, an deren Spitze als Gesetzgeber und Schirmherr der König selbst, unterscheidet sich, wenigstens in den Formen, nicht wesentlich von der katholischen. Während nun

die Richtung des Protestantismus in England eine monarchische ward, entwickelte sie sich in dem benachbarten Schottland wesentlich demokratisch. Dem Reformator dieses Landes, Knox, einem Schüler Calvins, an finsterner Strenge seinen Meister noch überbietend, gelang es durch Beihülfe des Adels, der im schottischen Parlament und dem König gegenüber eine viel größere Gewalt besaß, als in England, das alte katholische Kircheninstitut umzustürzen, während es in England bestehen blieb. Die schottischen Reformirten, Presbyterianer, im Allgemeinen Puritaner genannt, trennten die Kirche entschieden vom Staat, und anerkannten weder eine weltliche, noch eine geistliche Oberhoheit, am wenigsten die bischöfliche, über dieselbe. Die Kirche regierte sich selbst durch Presbyterien und Synoden. Diese Grundsätze verbreiteten sich, schon unter der Königin Elisabeth, auch nach England, und gewannen, trotz der gegen sie angewandten Strenge, immer zahlreichere Anhänger.

Lebte nun auch das englische Volk damals im Ganzen glücklich und zufrieden, so fehlten ihm doch alle Gewährleistungen bürgerlicher und politischer Freiheit. Handel und Gewerbe waren beschränkt durch Monopole, welche die Regierung willkürlich ertheilen und wieder aufheben konnte; das geistliche Gericht der hohen Commission, welches in den ersten Regierungsjahren der Königin Elisabeth war errichtet worden, hielt, wie nur das spanische Inquisitionsgericht, die Gewissen im Zaum, und züchtigte das kleinste Vergehen gegen die vorgeschriebene Ordnung mit den härtesten Strafen; das seit alter Zeit bestehende Gericht der Sternkammer verfuhr eben so tyrannisch in weltlichen Angelegenheiten. Das Parlament war zu einer demüthig gehorchenden

den Behörde herabgesunken; es konnte willkürlich berufen und aufgelöst werden, durfte sich keinen Einspruch in Regierungsangelegenheiten erlauben, saß gewöhnlich nur kurze Zeit, und war eigentlich nur da, um die von Zeit zu Zeit nothwendigen, außerordentlichen Hülfsgelder der Regierung zu bewilligen. Seine gesetzgebende Gewalt war eine scheinbare; denn die Regierung konnte in der Zeit, wo das Parlament nicht versammelt war, provisorische Gesetze erlassen. Bei weiser Sparsamkeit kam die Regierung mit den ordentlichen Einnahmen aus, oder konnte im Nothfall auch ohne ein Parlament zu berufen, sich dadurch helfen, daß sie auf das Große Königliche Siegel von den Unterthanen Geld borgte, Zwangsanleihen machte, sogenannte freiwillige Gaben einforderte, Monopole ertheilte, oder gar willkürliche Abgaben auflegte, dem alten Grundsatz englischer Volksrechte zuwider: daß das Volk nur zahle, was das Parlament bewillige.

Eben so wenig war die persönliche Freiheit gesichert, obgleich sie durch einen besondern Artikel in dem Großen Freiheitsbriefe vom Jahre 1215 und durch sechs andere Statute gewährleistet war; die Regierung konnte willkürlich Strafurtheile aufheben und Verhaftungen vollziehen. Von Pressfreiheit konnte bei dem Bestehen der hohen Commission und der Sternkammer keine Rede sein. Letztere ließ im 28. Regierungsjahre der Königin Elisabeth den Befehl ausgehen: daß nur an drei Orten, in London, in Orford und in Cambridge Bücher gedruckt werden dürften; es sollte kein Buch, keine Schrift veröffentlicht werden, „die wider die Form oder den Inhalt eines Verbots oder eines Befehls, der in den Statuten oder Gesetzen des Reichs oder in einer Verordnung Ihrer Majestät oder Ihres

Geheimen Rathes enthalten wäre oder künftig enthalten sein würde, oder wider den wahren Sinn eines Patents einer Commission, oder eines Verbots, das unter dem Großen Siegel von England erschiene, gerichtet wäre" — eine Verordnung, die der Preßgesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts nicht unwürdig erscheint.

Man sieht aus Allem: die unumschränkte Machtvollkommenheit des Fürsten war in der Ausübung schon begründet, ehe Rechts- und Gottesgelehrte den Grundsatz von dem göttlichen Herrenrechte der Könige und dem leidenden Gehorsam unter den Regenten aus dem Hause Stuart in ein System brachten.

Jacob I., König von Schottland, Nachfolger der Elisabeth, sprach öffentlich aus, was die kluge Elisabeth nur durch ihre Handlungen gezeigt hatte: daß er seine Krone vermöge eines erblichen und göttlichen Rechts besitze, daß alle Gesetze und Rechte des Volks von seiner Gnade abhängen, daß er ein unumschränkter König sei. Er war so fest überzeugt, daß diese Ansicht im Glauben des Volkes wurzle, daß er gar nicht daran dachte, seinen Ansprüchen durch eine bedeutende Waffenmacht Nachdruck zu geben; denn die bestehende Landmiliz (Bürgerwehr), über die der König zwar unbedingte Verfügung hatte, konnte sich doch eben so gut gegen ihn erheben.

Der allzufeigebige Jacob war beständig in Geldnoth und also öfters gezwungen, ein Parlament zu berufen. Dieses trat unter dem schwachen Könige, der nicht, wie Elisabeth, befahl und vollzog, sondern schalt und disputirte, aus seiner demüthigen Stellung hervor, und nahm eine Haltung an, die allmählig in entschlossenen Widerstand überging. Die Krone war oft gezwungen, nachzugeben. Im

Volke regte sich immer mehr Theilnahme am politischen Leben; die Partei der Puritaner, von glühendem Haß gegen die Katholiken und die Hierarchie der Hochkirche erfüllt, gewann immer größere Bedeutung und trug allmählig ihre Ansichten von der Kirche auf den Staat über; unter den kleineren, unabhängigen Landbesitzern, ja selbst unter dem höhern Adel, sowie in den größeren Städten, bildete sich eine Opposition, die entschieden demokratischen Grundsätzen anhing und im Parlament entschlossene Vertreter fand. Der Aeußerung des Königs, daß das Parlament von seiner und seiner Vorfahren Erlaubniß und Gnade seine Freiheiten habe, setzte dasselbe im Jahre 1621 die Erklärung entgegen, daß die Freiheiten, die Macht, die Gerechtigkeitsame des Parlaments ein altes, unbestreitbares Geburts- und Erbrecht des englischen Volkes seien.

Karl I., Sohn und Nachfolger Jacobs (1625—1649), war in dieser Vorstellung von dem göttlichen Herrenrechte der Könige aufgewachsen und erzogen. Gleich zu Anfang seiner Regierung kam er mit dem Parlament in Streit über die zu verwilligenden Hülfsgelder. Das Parlament zeigte sich überaus karg, obgleich es einsehen mußte, daß Karl zu dem schon unter seinem Vater begonnenen, von dem Parlament selbst gutgeheißenen Kriege mit Spanien ansehnliche Zuschüsse bedürfte. Allein es saßen in dem Parlament Männer von tiefer Einsicht, entschiedenem Willen. Sie ergriffen begierig die Noth des Königs als eine Gelegenheit, die Rechte des Volkes festzustellen, seine Freiheiten zu erweitern.

Das Festhalten des streng rechtgläubigen Königs an den monarchischen Grundsätzen der Hochkirche, die Macht, die

er sich nahm, kirchliche Neuerungen einzuführen, entflamnte die Puritaner zur Wuth. Die Nachsicht, welche der König gegen seinen Günstling, den Herzog von Buckingham, übte, der schon seinen Vater beherrscht hatte und mit unerhörter Unverschämtheit fortfuhr, alle Vorschriften des Rechts und der Verfassung mit Füßen zu treten, erbitterte gleichmäßig alle Parteien. So ward die Opposition immer geschlossener und bewußter. Sie trat mit Milde in den Worten, mit unerbittlicher Schärfe in den Sachen auf. Sie hielt sich streng auf dem gesetzlichen Boden, damit der König keinen Vorwand fände, das Parlament aufzulösen. Sie zeigte diese Taktik besonders in dem dritten Parlament, 1628. Der König hatte bei der Eröffnung in seiner Anrede gesagt: „Wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thun würden, um zu den Bedürfnissen des Staats das Ihrige beizutragen, so müßte er sich anderer Mittel bedienen, die ihm Gott gegeben hätte, um dasjenige zu erhalten, was die Thorheit einiger Privatpersonen sonst in Gefahr setzen möchte.“

In Bezug darauf sagte der Ritter Franz Symour im Parlament: „Wir sind der Große Rath des Königreichs, und hier, ja vielleicht hier allein, kann Se. Majestät, wie in einem wahren Spiegel, den Zustand des Königreichs sehen. Wir sind durch seine Wahlschreiben hierher berufen worden, um ihm getreuen Rath zu erteilen, und dies müssen wir ohne Schmeichelei thun. Wir Alle sind vom Volke hierhergesandt, um seine gerechten Beschwerden vorzustellen; das müssen wir ohne Furcht thun. Lasset uns nicht so handeln, wie die Richter des Cambyse's, die, wenn ihr König zu einem widergesetzlichen Verfahren ihre Beistimmung verlangte, zu sagen pflegten: es sei zwar ein geschriebenes Gesetz vorhanden, aber die Könige von

Persien könnten nach ihrem Willen und Belieben handeln. Dies war eine niederträchtige Schmeichelei.

Aber wie können wir unsere wahre Meinung sagen, wenn wir unsere Furcht behalten, oder von Geben sprechen, ehe wir wissen, ob wir etwas zu geben haben? Denn wenn Se. Majestät sich bereben läßt, zu nehmen, was sie will, was dürfen wir denn da erst geben?

Daß dieses geschehen ist, erhellt aus der Einquartierung der Soldaten, einer Sache, welche keineswegs dem Dienste des Königs zuträglich, und eine Last für das Volk ist; aus der Verhaftung derjenigen, welche ihr Darlehn verweigert haben, und die, wenn sie das Gegentheil aus Furcht gethan hätten, eben so strafbar sein würden, wie diejenigen, die einen so gewaltthätigen Plan entworfen haben. Hat man nicht, um dieses gewaltsame Verfahren zu unterstützen, von den Kanzeln gepredigt oder vielmehr gesalbadert, daß Alles, was wir haben, nach göttlichem Rechte dem Könige gehöre? Aber wenn Prediger ihren Beruf verlassen, um schlechte Staatsmänner zu werden, so sehen wir, wie gern sie ein gutes Gewissen für eine Pfürnde verkaufen.“

Und der Ritter Thomas Wentworth sprach: „Die Projectmacher und bösen Staatsminister haben einen Geheimen Rath eingeführt, und auf einmal die Form der ganzen alten Regierung zerstört, alle Freiheit zu Grunde gerichtet, und uns einsperren lassen, ohne uns weder gegen Bürgschaft noch Caution loszulassen. Sie haben uns genommen — was soll ich sagen? Haben sie uns in der That noch etwas gelassen? Indem sie die Wurzeln unseres Vermögens ausgerissen, haben sie uns aller Mittel beraubt, dem Könige zu-

schuß geben zu können, und uns durch freiwillige Beweise unserer Ehrfurcht und Liebe seine Gnade zu erwerben.

Ich will mir alle Mühe geben, diese Brüche zu ergänzen, und ein Mittel gegen alle diese Krankheiten vorzuschlagen. Das Uebel des Königs und des Volks hat eine und dieselbe Ursache, und beide müssen durch Ein Mittel geheilt werden. Wir müssen vertheidigen — was? Etwas Neues? Nein: unsre alten, rechtmäßigen, unsere Lebensfreiheiten, und zwar dadurch, daß wir die Gesetze, welche unsere Vorfahren gaben, von Neuem begründen, daß wir ihnen ein solches Siegel aufdrücken, daß künftig kein Geist, der sich Alles erlaubt, es wage, sie anzutasten. Und können wir das für ein Mittel halten: ein Parlament auflösen? Nein, unser Begehren ist bescheiden und billig. Ich rede sowohl zum Vortheil des Königs, als des Volks. Wenn wir diese Rechte nicht haben sollen, so wird es unmöglich sein, ihm beizustehen. Lasset uns demnach nicht zweifeln, daß seine Güte es gnädig aufnehmen wird.“

Dieses sprach unter einmüthiger Zustimmung des Parlaments derselbe Thomas Wentworth, der später als Graf Strafford zum Minister ernannt, im Jahre 1641, durch Urtheilsspruch des Parlaments, den Tod durch Henkershand erlitt.

In demselben Parlament ging die berühmte Bittschrift um Recht (petition of rights) durch beide Häuser und wurde, nach langem Zögern, vom Könige bestätigt. Durch diese Bill wurden die Vorrechte der Krone wesentlich beschränkt und die Volksrechte von Neuem gesichert. Wie mächtig übrigens die damaligen Forderungen gegen die später erhobenen Ansprüche waren, geht aus den Hauptpunkten derselben hervor: „Keine Steuer dürfe erhoben werden, sie

möge Namen haben, welche sie wolle, ohne den guten Willen und die Bewilligung der Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen, Barone, Ritter, Bürger und der übrigen freien Unterthanen des Reichs; Niemand solle wider seinen Willen zu einem Darlehn an die Krone gezwungen werden; kein freier Unterthan dürfe seines Eigenthums oder seiner Freiheit beraubt und in Verhaft genommen werden, es sei denn nach dem gesetzlichen Urtheile seiner Pairs oder nach dem Landesgesetze; Aufhebung der Einquartirung; Aufhebung der Ausnahmegerichte.“

Obgleich nun der König diese Bittschrift bewilligt hatte, so suchte er doch durch alle möglichen Kunstgriffe ihren Ein-
druck auf das Volk zu schwächen, und nahm von der Verweigerung des Sonnen- und Pfundgeldes willkommenen Anlaß, das Parlament aufzulösen. Dieses ging jedoch nicht eher auseinander, als bis es einen Protest aufgesetzt hatte, welcher die Erhebung des Sonnen- und Pfundgeldes ohne Bewilligung des Parlaments für gesetzwidrig, die Erheber dieser Steuer, und ebenso diejenigen Kaufleute, die sie freiwillig bezahlt hatten, und zum Schluß die Papisten und Arminianer (als Anhänger der Lehre von der unumschränkten Königsgewalt und dem leidenden Gehorsam) für Feinde der öffentlichen Ordnung und für Landesverräther erklärte. Unter ungeheurem Tumult der Versammlung wurde der Sprecher (Präsident), der auf Befehl des Königs die Auflösung des Parlaments ausgesprochen hatte, zu seinem Stuhle zurückgedrängt und auf demselben so lange festgehalten, bis der Protest aufgesetzt und durch Zuruf des Hauses angenommen war.

Diese unerwartete Auflösung des Parlaments machte selbst auf die der Krone Günstigen einen höchst nachtheiligen

Eindruck. Das Sonnen- und Pfundgeld war von alten Zeiten her eine freie Gabe des Volks gewesen; das Parlament konnte es also bewilligen oder verweigern; man hatte es zwar den Vorgängern Karls gewöhnlich auf Lebenszeit zugestanden, und seit dem Verfall der Macht des Parlaments unter den Regenten aus dem Hause Tudor, besonders unter Heinrich VIII. und Elisabeth, hatte man nicht daran gedacht, an alte Rechte zu erinnern; allein jetzt machte das Parlament dieselben mit Entschiedenheit geltend. Der König antwortete durch Auflösung und gab dadurch seine vollkommene Nichtachtung der Volksfreiheiten, die von seinem Glauben an die göttliche Machtvollkommenheit der Könige die nothwendige Folge war, von Neuem zu erkennen. Man vermuthete, was sich auch bestätigte, er werde nun ganz ohne Parlament regieren, und fürchtete, trotz der durch des Königs Bestätigung geheiligten, Bittschrift um Recht eine gänzliche Umwandlung in Staat und Kirche.

Der Haß der Puritaner gegen den König nahm zu. Man beschuldigte ihn heimlichen Einverständnisses mit den Papisten; man wurde um so mehr in diesem Argwohn bestärkt, als der König, nach Ermordung seines Günstlings, des Herzogs von Buckingham, sich mehr als je dem Einfluß seiner katholischen Gemahlin hingab; er begünstigte auffallend den Erzbischof von London, Laud, der mit bigottem Eifer die Vorrechte der Hochkirche gegen die widerspänstigen Puritaner geltend zu machen suchte, und durch Einführung von allerhand gottesdienstlichen Gebräuchen die papistische Irrlehre wieder einführen zu wollen schien. Er selbst, so wie die meisten Geistlichen der Hochkirche, predigte von den Kanzeln die unbedingte Unterwerfung unter den

Willen des Königs; kein Wunder, wenn das erbitterte Volk die Schuld aller dieser Mißbräuche dem Könige zuschrieb.

Dieser fuhr außerdem fort, willkürlich Steuern auszusprechen und zu erheben. Keine erbitterte das Volk mehr, als das sog. Schiffsgeld, welches, auf die Grafschaften gleichmäßig vertheilt, das Volk wenig drückte, und der Krone eine ansehnliche Summe einbrachte, die zur Vergrößerung der Seemacht gewissenhaft verwendet wurde. Aber die Auflegung dieser Steuer ohne Bewilligung des Parlaments war ein neuer, gewaltthätiger Eingriff in die Volksrechte.

Hamden, ein reicher und angesehener Gutsbesitzer, verweigerte aus diesem Grunde im Jahre 1637 den auf eines seiner Güter gelegten Steuerbeitrag von zwanzig Schillingen. Hamden wurde in Anklagestand versetzt; denn die Gerichtshöfe hatten früher schon auf die Anfrage des Königs: ob er im Nothfall zur Vertheidigung des Landes diese Steuer auflegen könne, und ob ihm nicht allein die Befugniß zustehe, über solche Nothfälle zu urtheilen, mit feiger Bereitwilligkeit geantwortet: daß er dazu vollkommen berechtigt sei. Das Volk, welches in dem kühnen Manne, der sich dem ganzen Zorne der Hofpartei auszusetzen wagte, den Vertheidiger seiner heiligsten Rechte ehrte, folgte dem Verlauf des Processes, dessen Ausgang freilich kaum zweifelhaft sein konnte, mit größter Spannung. Die Verhandlungen dauerten sechzehn Tage.

Der Rechtsanwalt Hamdens stützte seine Vertheidigung besonders auf folgende Punkte: „Man beruft sich in einer Sache, die das Gesetz betrifft, umsonst auf die Nothwendigkeit, denn die Nothwendigkeit hebt, ihrer Natur nach, alle Gesetze auf. Es ist aber gar keine dringende Gefahr vorhanden, welche die Nothwendigkeit jener Steuer rechtfertigte.

England lebt mit aller Welt in Frieden. Man schützt vor, das Meer sei durch Seeräuber beunruhigt; dies ist aber noch kein Grund, ohne Bewilligung des Parlaments Steuern aufzulegen. Daß aber die Krone allein über die Nothwendigkeit solcher Maßregeln soll richten können, heißt das nicht, alle Rechte und Freiheiten des Volkes ihrem eigenmächtigen Willen unterwerfen? Die Auflage des Schiffsgeldes ist der offenbarste und gefährlichste Eingriff in die geheiligten Rechte des Volks, den ein König von England sich jemals erlaubt hat. Umsonst beruft man sich auf Beispiele aus früherer Zeit; alle sind unendlich verschieden von dieser Maßregel, die das Volk willkürlich zwingen will, auf seine eigenen Kosten Schiffe zu bauen, ja zu eben diesem Zweck der Krone Geld zu geben. Welche Bürgschaft haben wir, daß dieses Recht nicht noch viel weiter ausgedehnt und das auf diese Weise erhobene Geld des Volkes nicht auch zu andern Zwecken benutzt wird? Wenn aber solche Maßregeln und solches Verfahren gilt, wo bleibt da die Nationalfreiheit? Welche Gültigkeit behält da der Große Freiheitsbrief, ja selbst die Bittschrift um Recht, die unter dieser Regierung durch den Beschluß der gesammten gesetzgebenden Gewalt so feierlich zum Gesetz erhoben ist?"

Trotz dem ward durch sämmtliche Richter, vier ausgenommen, Hamden verurtheilt. Dieser hatte seinen Zweck erreicht. Das Volk war erwacht. Es sah den Knechtsinn seiner Richter, die Gewaltthätigkeit der Krone nun klar vor Augen. Es begriff nun, daß man damit umgehe, die bestehende Staatsverfassung gänzlich umzustürzen und die unumschränkte Königsgewalt wiederherzustellen. Ein Schrei der Entrüstung durchslog das Land.

Man sprach unverhohlen aus: die kirchliche Tyrannei

komme der weltlichen zu Hülfe; gesetzwidrige Auflagen unterstütze man durch willkürliche Strafen; alle Rechte der Nation, die durch so viele Jahrhunderte sich erhalten, durch so viele Gesetze gesichert, durch das Blut so vieler Patrioten erkaufte seien, trete man jetzt mit Füßen. Welche Sicherheit gebe der persönliche Charakter des Königs? Was helfe es, wenn er, bei den besten Absichten, sich durch schlechte Rathgeber beständig irre leiten lasse? Er sei nur ein Mensch, und die Freiheiten des Volks, das Erbrecht vieler Millionen, seien viel zu kostbar, um den Vorurtheilen oder Irrthümern eines Einzigen aufgeopfert zu werden.

Man verlangte mit Ungebuld nach einem Parlament; aber der König regierte noch zehn Jahre lang ohne dasselbe, und nur die äußerste Noth zwang ihn endlich, die Vertreter des Volks zu berufen.

Diese lange Geduld des Volks erklärt sich nur daraus, daß es eben auf den König selbst, trotz aller Mißbräuche und offenbaren Willkürlichkeit der Regierung, die Hoffnung noch nicht verloren hatte, daß es in seiner großen Mehrheit nur an die Abstellung der Mißbräuche, nicht an die Abschaffung der Monarchie dachte, und daß sein materieller Zustand ein glücklicher war. Handel und Gewerbe kamen immer mehr in Flor; es gab kein stehendes Heer zu besolden, und die Abgaben waren im Ganzen sehr mäßig; selbst das so verhaßte Schiffsgeld war von geringer Bedeutung; ein glücklicher Friede entwickelte den Reichthum des Landes; auch die kirchlichen Neuerungen waren keineswegs so unerhört, wie die Puritaner schrieen; aber der Zustand ward doch allmählig ein unerträglicher; denn Ein Gut, ohne welches alle übrigen Güter des Lebens ihren Werth verlieren, fehlte dem Volke: die Freiheit!

Einer der Lieblingswünsche des frommen Königs war, in allen seinen Landen eine gleichmäßige Kirchenverfassung herzustellen. Er versuchte also, in seinem Erbkönigreiche, Schottland, eine der englischen ähnliche Liturgie und allerhand Gebräuche der Hochkirche einzuführen. Auch war ihm besonders daran gelegen, die Gewalt der Bischöfe zu erweitern und überhaupt eine rechte Gliederung der Hierarchie zu Stande zu bringen, wohl auch in der Hoffnung, die Geistlichkeit werde an ihrem Theile nicht undankbar sein und dem Volke Grundsätze predigen, die der unumschränkten Königsgewalt zu Gute kämen. Er setzte neue Bischöfe ein und beförderte andere zu weltlichen Würden, wodurch er den hohen Adel beleidigte.

Von allen Seiten schrieen die Presbyterianer, er wolle das Volk papistisch machen. Bei Einführung der Liturgie in der Domkirche zu Edinburgh im Jahre 1638 brach der Sturm los. Als der Bischof die Kanzel bestieg, um das Volk zu besänftigen, warf man mit einem Stuhle nach ihm; man beschimpfte den anwesenden Magistrat, und als der Bischof nach geendigtem Gottesdienst die Kirche verließ, konnte er nur mit Mühe dem wüthenden Volke entrisfen werden. Diese Auftritte wiederholten sich überall, wo man die Einführung der Liturgie versuchte.

Der König setzte dieser heftigen Aufregung eine ruhige Erklärung entgegen, und versprach Verzeihung, wenn man sich der Liturgie unterwerfen werde.

Durch diese Erklärung brach der Aufstand in vollen Flammen aus. Das gesammte Volk trat einmüthig zu dem so bekannt gewordenen Covenant (Bündniß) zusammen. Alle verbanden sich mit einem Eide, fest zusammenzuhalten, und sich jeder Neuerung zu widersetzen, Alles zur Ehre

Gottes und zum Ruhm und Vortheil des Königs und des Landes. Sechzigtausend streitbare Männer fanden sich binnen kurzem in Edinburgh zusammen. Man setzte sich in Bereitschaft zum Kriege und besetzte einige Städte; die angesehensten Männer, die zartesten Frauen nahmen mit Begeisterung an den Arbeiten Theil, und legten ihr Vermögen auf den Altar des Vaterlandes.

Und was hatte der König so Unerhörtes gethan, das diese furchtbare Aufregung rechtfertigen konnte? Er hatte die Gewissen angetastet! Zwar sagt der Geschichtschreiber Hume: die Beschwerden, welche das Volk am meisten aufbrachten, waren der Chorrock, das Geländer um den Altar, die vorgeschriebenen Verbeugungen, wenn man sich demselben näherte, die Liturgie, die Entheiligung des Sabbathes, die bordirten Priesterröcke, die Aermel von Leinwand, der Gebrauch des Ringes bei den Trauungen und des Kreuzes bei der Taufe. Er fügt hinzu: wir müssen gestehen zur Schande der damaligen Zeit und dieser Insel, daß die Unruhen in Schottland gänzlich, und in England zum größten Theil einen so kleinen, nichtswürdigen Ursprung hatten.

Diese Dinge sind aber keineswegs so unbedeutend, wie der berühmte Geschichtsforscher meint, und wie sie in unsern Tagen erscheinen würden. In einer Zeit, die noch mit Innigkeit an einem bestimmten Glaubensbekenntniß hängt, sind sie von der allerhöchsten Wichtigkeit; und nur einer gläubensarmen, wenn auch an Kenntnissen und philosophischen Ueberzeugungen noch so reichen Zeit, wie die, in welcher Hume lebte, erscheint es unbegreiflich, wie man auf so geringfügige Dinge so großen Werth habe legen können. Um einer einzigen Sylbe willen (homousios und ho-

moiusios), über die Frage, ob der Sohn gleichen oder ähnlichen Wesens mit dem Vater sei, erhoben sich Kämpfe auf Tod und Leben im vierten christlichen Jahrhundert, wurden die Stämme der Vandalen und Ostgothen ausgerottet. Im Zeitalter der Reformation haften sich, um eines einzigen Wörtleins willen, Protestanten und Reformirte grimmiger, als Beide die Katholiken, und doch lag in diesem Wörtlein der ganze Unterschied ihrer religiösen Anschauungsweise: der mystischen und der rationalistischen. Mit der religiösen Anschauungsweise selbst aber verbinden sich auf das Innigste die gottesdienstlichen Gebräuche, die ja nur ein Ausdruck des innern Wesens sind; nimmt man also dem Gläubigen die geheiligte Sitte, so fühlt er zugleich seinen Glauben, sein Gewissen im Innersten angegriffen. Wer sich ohne Widerstand den gottesdienstlichen Gebrauch nehmen läßt, der ist auch nicht mehr fest in seinem confessionellen Glauben. Nicht also das schottische Volk, sondern Karl war anzuklagen, daß er, der selbst so fest an den Gebräuchen seiner Kirche hielt, den Presbyterianern dieselbe Festigkeit nicht allein zum Vorwurf machte, sondern als Ungehorsam anrechnete.

Als der König die einmüthige Entschlossenheit des schottischen Volks erkannte, ward er bedenklich, und suchte einzulenken. Aber sein Nachgeben half ihm nichts, weil er auf halbem Wege stehn blieb. Er hätte entweder Alles, oder nichts bewilligen müssen. Als auf seine Vorschläge die Schotten ihre Forderungen erhöhten, anstatt sie zu ermäßigen, kam es zu einem von Karl mit wenig Nachdruck geführten Kriege und dann zu einem Vertrag, der eben nur die Erneuerung des Krieges zur Folge hatte. Die Gegner der Krone in England frohlockten, denn sie sahen vorher,

daß der König, dem das Geld nicht zureichte, um nur das kleine Heer zu besolden, in kurzer Zeit genöthigt sein werde, ein Parlament zu berufen. Die Opposition, an deren Spitze jetzt die bedeutendsten Männer des Volks standen, rüstete sich zu einem entscheidenden Kampfe, und war entschlossen, von der ungünstigen Lage des Königs die größtmöglichen Vortheile zu ziehn.

Nach eilf Jahren, im Frühling des Jahres 1640, berief Karl endlich wieder ein Parlament. Er ermahnte es, die Zeit nicht mit Berathschlagungen zu verlieren, sondern ihm die Zuschüsse, deren er gegen die schottischen Rebellen bedürfe, sogleich zu bewilligen. Er werde sie im Winter noch einmal berufen, wo sie dann hinlänglich Zeit haben sollten, alle Angelegenheiten zu berathen, die das Wohl des Landes beträfen.

Allein das Parlament war keineswegs gesonnen, auf diese Vorschläge ohne Weiteres einzugehn. Anstatt die verlangten Hülfsgelder zu bewilligen, erhob das Unterhaus Beschwerden, und zählte auf, was innerhalb der Zeit, in der es nicht berufen worden, Gesetz- und Verfassungswidriges geschehen sei. Auf Ansuchen des Königs ließ sich das Oberhaus bewegen, dem Unterhause Vorstellungen zu machen: „Es möge doch, Angesichts der Dringlichkeit der Umstände, zunächst die Summe bestimmen, die der König als Zuschuß erhalten solle, und dann erst über die Beschwerden und jede andere Angelegenheit, wie es ihnen gutdünke, berathen.“ Dieses Ansuchen des Königs und die darauf folgende Vorstellung des Oberhauses wurde vom Hause der Gemeinen für einen doppelten Bruch der Parlamentsfreiheit angesehen: einmal, daß der König von einer noch schweben-

den Verhandlung Kenntniß genommen, und dann, weil es ein unbestreitbares und selbst in den gefährlichsten Zeiten nie in Frage gestelltes Vorrecht des Unterhauses sei, die Hülfsgelder, ohne irgend eine Theilnahme des Hauses der Lords, allein zu bestimmen.

Der König erließ durch den Staatssecretär, Heinrich Bane, eine Botschaft an das Haus der Gemeinen: er habe erfahren, daß zwischen beiden Häusern Mißhelligkeiten eingetreten seien über sehr wichtige Angelegenheiten, und dies in einer Zeit, wo ein feindliches Heer an den Grenzen des Landes stehe. Er habe auch erfahren, daß das Schiffsgeld dem Volke unangenehm sei, obgleich richterliches Urtheil dasselbe der Krone als ein gesetzmäßiges Recht zugesprochen habe. Er wolle jedoch diese Steuer gern für immer fallen lassen, wenn ihm das Parlament eine Summe von 600,000 Pfd. St., innerhalb dreier Jahre zahlbar, dafür bewillige. Diese Erklärung konnte für eine neue Beleidigung gelten, insofern der König von den Mißhelligkeiten zwischen beiden Häusern Kenntniß nahm. Doch schritt man endlich zu der Verhandlung über die zu verwilligenden Hülfsgelder. Die Debatte dauerte mit größter Hefigkeit zwei Tage lang, — ein Beweis, daß der König in dem Hause noch viele Freunde zählte, — da erklärte der Staatssecretär Bane, entweder aus Unbesonnenheit, oder mit schlaun berechneter Absicht: Die Debatte könne zu nichts führen; er habe Befehl vom Könige, das Haus zu benachrichtigen, daß, wenn sie die Hülfsgelder in der Summe und in der Art und Weise, wie sie in der Königlichen Botschaft seien verlangt worden, nicht bewilligten, Se. Majestät sie nicht annehmen werde. Das entschied gegen den König. Dieser, erzürnt, löste das Parlament plötzlich auf, um so mehr, als man ihm ein-

zureden gewußt hatte, daß es sich weigern werde, ihm für das Schiffsgeld irgend einen Erfaß zu gewähren.

Zu spät, wie immer, bereute der König diesen übereilten Entschluß, wie es denn sein größtes Unglück war, daß er, seiner eigenen, bessern Einsicht misstrauend, sich zu oft durch Andere leiten ließ. Die Erbitterung auch des gemäßigten Theils des Volkes stieg immer höher, mit ihr die Zuversicht der Opposition; denn sie sah voraus, daß bei der gegenwärtigen Stimmung des Volks die Macht für ein jedenfalls bald einzuberufendes Parlament vorzugsweis auf die Gegner der Krone fallen werde.

Mit Mühe brachte der König auf anderem Wege Geld zusammen, um ein schlechtgeordnetes Heer gegen einen Feind zu führen, der von der Mehrzahl des englischen Volks eher begünstigt als gehaßt war. Nirgends verfuhr der König mit Entschlossenheit, und nach einigen Vortheilen, welche die Schotten über ihn erlangt hatten, kam es von Neuem zu Unterhandlungen. Der König, von allen Seiten gedrängt, wurde durch eine Adresse von der Stadt London gebeten, ein Parlament zu berufen; zwölf Mitglieder des hohen Adels übergaben eine Bittschrift gleichen Inhalts. Um dieser unangenehmen Nothwendigkeit zu entgehn, berief der König eine große Versammlung der Peers in die Stadt York; allein diese wußten ihm am Ende auch keinen andern Rath zu ertheilen, als die Stadt London und die zwölf Mitglieder des hohen Adels.

Das Lange Parlament.

Als diese merkwürdige Versammlung zusammentrat, gab es in England zwei offen hervortretende Parteien: die Königlichlichen, die ein unbeschränktes Königthum und volle Hierarchie der Kirche wollten; und die Presbyterianer, die ein beschränktes Königthum und eine demokratische Form der Kirche erstrebten. Die erste Partei bildete der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit; die letztere bestand vorzugsweis aus den Städten, einem großen Theil des niederen Adels und den kleineren, freien Grundeigenthümern und Pächtern. Es standen sich also, in der Sprache unserer Zeit, gegenüber: Absolute und Constitutionelle. Die Zahl der entschiedenen Republikaner war damals noch gering; was ihnen aber an numerischer Stärke abging, ersetzten sie durch Kraft, Umsicht und Kühnheit. Die große Mehrheit des Volks, so erbittert sie gegen die Gewaltthatigkeiten der Krone war, dachte nicht im Entferntesten daran, die Monarchie umstürzen zu wollen; nur beschränkt, oder vielmehr in ihre verfassungsmäßigen Grenzen zurückgeführt sollte sie werden. Dieselbe Gesinnung durchdrang die Mehrheit im Parlament. Allein in der Hestigkeit des Kampfes gingen auch die Gemäßigten unvermerkt über die Grenzlinien hinaus, welche Monarchie und Republik scheiden; und als sie stillstehen und umkehren wollten, war es zu spät. Sie sahen sich in der Gewalt einiger Wenigen, die mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit nur zu Ende führten, was jene selbst begonnen hatten.

Das Parlament hielt sich nicht lange mit Formalitäten auf; es ging sogleich an die Sachen.

Der Graf von Strafford war damals der erste Mann in England. Er war früher, wie schon erwähnt, eins der einflussreichsten Mitglieder des Parlaments und einer der Hauptgegner der Krone gewesen. Als er sich aber zum Minister ernennen ließ, klagte ihn seine Partei laut des Abfalls an, um so mehr, als er nun mit größter Thätigkeit und Entschlossenheit dem Könige diente, den er früher so heftig angegriffen. Trotz seiner großen Eigenschaften war er bei seiner Partei beliebt, weil er die Künste verschmähte, durch die man sich Popularität erwirbt, und, wie dies thatkräftigen Menschen eigen ist, nicht frei war von Härte. Wenn der König den Rathschlägen dieses seines energischen Ministers gefolgt wäre, so hätte er vielleicht sein Schicksal vermeiden können. Die Schotten haßten den Grafen als den Erzfeind ihres Covenant. Als Statthalter von Irland hatte er mehr daran gedacht, das Ansehen und den Vortheil seines Königs zu befestigen, als sich selbst die Liebe des Volks zu erwerben. So geschah es, daß das Parlament von Irland in dem Proceß des Grafen ganz auf die Seite seiner Gegner trat. Die Mehrheit des englischen Volks warf auf ihn allen Haß, den die Gewaltthätigkeiten der Krone erregt hatten; die Presbyterianer erkannten in ihm ihren entschlossensten Gegner, die republikanische Partei ihren gefährlichsten Feind. Zu der Erbitterung gegen die Grundsätze des Grafen gesellte sich persönlicher Haß einflussreicher Volksmänner, die der in seinem Benehmen oft rücksichtslose Mann durch Vernachlässigung oder offenbare Geringschätzung zu seinen unversöhnlichen Feinden gemacht hatte.

Bym, einer der Führer des Hauses der Gemeinen, ergraut in parlamentarischen Kämpfen und Staatsgeschäften, unter einem kalten Aeußern eine glühende Liebe zur Freiheit verbergend, mit unerschütterlicher Ruhe und Besonnenheit in gleichem Maße Kühnheit verbindend, eröffnete die Verhandlungen des Parlaments mit einer langen Rede, in der er den traurigen Zustand des Königreichs beklagte und die Schuld davon auf die Regierung warf, die es darauf angelegt habe, die Verfassung umzustürzen und das Volk seiner Freiheit zu berauben. Die Hauptursache dieser unglücklichen Zustände seien die Minister, die das Land nach Willkür regierten. Dann erging er sich in Lobeserhebungen der vortrefflichen Eigenschaften und der Güte des Königs, die leider durch treulose Rathgeber vielfach sei irre geleitet worden. Besonders sei hier Einer zu nennen, ein Mann von großer Fähigkeit und Thatkraft, ein Mann, der einst als Mitglied dieses Hauses ein beredter Kämpfer für Gesetz und Freiheit gewesen, und nun, abtrünnig, der eifrigste Beschützer der Tyrannei und so der gefährlichste Feind der Freiheit geworden sei, den es jemals in den drei Königreichen gegeben habe. Er meine den Grafen Strafford, Lord-Lieutenant von Irland, Präsident des Geheimen Rathes zu York. Er trage darauf an, daß das Haus eine Untersuchung seines bisherigen Benehmens einleite.

Das Haus beschloß nach kurzer Verathung fast einstimmig, den Grafen des Hochverraths anzuklagen. Nur der Lord Falkland, ein begeisterter Freund der Freiheit, entschiedener Gegner der Krone und dem Grafen persönlich abgeneigt, erhob sich und beschwor das Haus, nicht auf der Stelle und nicht eher eine Anklageakte an das Haus der Lords zu senden, als bis die einzelnen Punkte einer sorg-

fältigen Prüfung unterworfen wären; es sei der Würde des Hauses gemäßer, die Sache zu reiflicher Berathung einer Commission zu überweisen. Allein Pym beseitigte unter dem Beifall des Hauses diesen Antrag durch die Entgegnung, daß bei der Gewalt, die der Anzuklagende über den König besitze, nur durch eine schleunige Einleitung des Processes der Cassation der Anklage könne vorgebeugt werden.

Der Graf war im Hause der Lords anwesend, als die Anklage an dasselbe gelangte. Es erhob sich ein Tumult, als Pym die Klageschrift überreicht hatte. Endlich verschaffte sich der Graf Gehör. Er beklagte sein Unglück, so schwerer Dinge beschuldigt zu sein, beiherrerte seine Unschuld und bat, ihm so lange die Freiheit zu gewähren, bis er die genügenden Beweise dafür gesammelt habe. Dann bat er die Lords zu bedenken, welcher Gefahr sie sich selbst aussetzten, wenn ein Pair des Königreichs verhaftet und seines Amtes entsetzt würde auf eine in so allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Anklage. Hierauf verließ er den Sitzungsaal. Das Haus der Lords, an dessen Spitze drei Häupter der Presbyterianer und persönliche Feinde des Grafen standen, entschied: „daß der Graf durch den Thürhüter mit dem schwarzen Stabe in Gewahrsam zu nehmen sei, bis das Haus der Gemeinen die Hauptpunkte der Anklage gegen ihn formirt habe.“ Dieser Bescheid wurde von dem Großsigelbewahrer vor den Schranken ausgesprochen und von dem Grafen knieend angehört, worauf er vom Thürhüter hinweggeführt wurde.

Die Macht des Hauses der Gemeinen verstärkte sich von Tag zu Tage, theils durch neu hinzukommende Mitglieder, theils durch die Beschlüsse, die es faßte. Es erklärte alle Statthalter und Behörden in den Provinzen, die

sich während des Krieges eigenmächtige Handlungen erlaubt hatten, für Delinquenten, ein Wort, welches die weitesten Auslegungen zuließ; alle Behörden, die sich bei der Erhebung des Schiffsgeldes betheiligte, alle Zollpächter und Beamte, die das Tonnen- und Pfundgeld lange Jahre hindurch erhoben hatten, wurden jetzt mit harten Geldstrafen belegt. Sie hoben nicht nur alle Monopole auf, sondern schlossen auch die Inhaber derselben vom Parlament aus. Sie untersuchten die Urtheilssprüche der hohen Commission und der Sternkammer; sie erhoben Anklage gegen die Richter, die Hamden verurtheilt hatten.

Nicht allein den Grafen Strafford, auch den bigotten Erzbischof von London, Laud, klagten sie des Hochverraths an. Der Großsiegelbewahrer Finch, der Staatssecretär Windebank entflohen aus Furcht vor der Anklage über Meer. Ein Entsetzen ergriff alle höhere Beamten und Geistliche. Die Macht der Krone erschien auf einmal gebrochen; der König, ohne treue und einsichtsvolle Rätthe, durch den unglücklichen Krieg gegen die Schotten vom Parlament abhängig, ohne Heer, befand sich in der traurigsten Lage — durch eigene Schuld. Die Herzen des Volks hatten sich von ihm abgewendet und jauchzten den kühnen Abgeordneten zu, deren Forderungen mit jedem Zugeständniß des Königs sich erhöhten. Von den Kanzeln donnerten die puritanischen Prediger nun ohne Scheu gegen die Papisten, zu denen sie unverhohlen den König rechneten, gegen die Bischöfe und gegen die Tyrannei der weltlichen Gewalt über die Kirche; wie ein verzehrendes Feuer griff der demokratische Geist um sich; er herrschte im Parlament, auf den Kanzeln, in den Familien.

So brach nach einem dreißigjährigen Druck die stillgenährte Flamme der Freiheit unwiderstehlich hervor.

Das Parlament nannte die Schotten, die der König mit dem Ausdruck Rebellen bezeichnet hatte, seine Brüder; während das englische und das schottische Heer müßig an den Grenzen standen, wurden, durch des Parlaments schlaue Vermittelung, die Friedensunterhandlungen in London fortgesetzt; den schottischen Bevollmächtigten ward eine eigene Kirche für ihren Gottesdienst eingeräumt. Zu Tausenden strömte das Volk hinein, um die puritanischen Prediger zu hören; von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang ward die Kirche nicht leer; besonders andächtig zeigten sich die Frauen. Wer keinen Platz im Innern der Kirche finden konnte, stieg auf die äußern Fensterbrüstungen, um vielleicht ein Wort des Predigers, wenigstens den Ton seiner Stimme aus der Ferne zu vernehmen.

Das Parlament rief drei, sonst ganz unbedeutende, Menschen, die man als unverschämte Pasquillanten gegen die Krone und die Bischöfe verbannt hatte, die aber gerade dadurch in den Augen des Volks zu Heiligen und Märtyrern verklärt wurden, zurück, und das Volk geleitete sie im Triumph nach London, welche Stadt von jetzt an, wie ein königlich gesinnter Geschichtschreiber dieser Zeit klagend ausruft, ein Heerd des Aufruhrs, ein Mittelpunkt aller Ungezelligkeiten ward. Viele Meilen zog man den Zurückkehrenden entgegen; mehr als zehn Tausend Menschen, grüne Zweige in den Händen, wie einst das jüdische Volk beim Einzuge des Erlösers in Jerusalem, bildeten ihr Gefolge; Frauen und Jungfrauen bestreuten den Weg mit Blumen.

Immer dringender ward das Verlangen nach Abschaffung der bischöflichen Gewalt; die Bischöfe

sollten fernerhin kein weltliches Amt mehr bekleiden, mit andern Worten, nicht mehr Mitglieder des Parlaments sein dürfen; doch ward eine darauf sich beziehende Bill des Hauses der Gemeinen jetzt noch mit großer Stimmenmehrheit vom Hause der Lords verworfen.

Alle Bilder, Altäre und Crucifixe wurden abgeschafft. Ein eifriger Ritter, dem die Ausführung dieses Beschlusses vom Parlament übertragen war, ließ von Straßen und Märkten alle Kreuze wegnehmen; er wollte sogar nicht dulden, daß irgendwo zwei Stücken Holz oder Steine kreuzweis über einander lägen.

Das Parlament ernannte eine Commission, welche das Benehmen der Geistlichen untersuchen sollte. Dieses Gericht verfuhr mit nicht geringerer inquisitorischer Strenge, als die hohe Commission, die man abschaffen wollte.

Der König bestätigte die Bill, welche das Sonnen- und Pfundgeld abschaffte; er bestätigte auch diejenige, welche festsetzte, daß alle drei Jahre ein Parlament berufen werden solle. Wenn das Parlament versammelt wäre, so solle es ohne seine eigene Bewilligung binnen fünfzig Tagen weder vertagt, noch aufgelöst werden können.

Beide Häuser dankten dem Könige für die Bestätigung dieser Bill, durch welche das Parlament erst seine wahre Bedeutung erhielt. Die Stadt London und das gesammte Volk sprachen ihre Freude aus und erließen gleichfalls Dankadressen an den König.

Dieser that Alles, um sich die Liebe des Volks zu erwerben. Er ernannte sogar Häupter der Presbyterianer zu seinen Ministern. Aber keine, auch noch so volksthümliche Maßregel versöhnte seine Gegner. Die ernannten Minister

betrachteten sich eben nur als Vollstrecker der Befehle, die das jetzt allmächtige Parlament ergehen ließ; der König hatte gehofft, durch sein Nachgeben das Leben Straffords zu retten. Allein umsonst. Die Minister drangen auf schleunige Verfolgung des Processes.

Zu der Voruntersuchung hatte das Parlament vier Monate Zeit gebraucht. Der Proceß selbst dauerte achtzehn Tage. Die Verhandlungen fanden in dem großen Gerichtssaale zu Westminster statt. Beide Häuser, das der Gemeinen als Kläger, das der Lords als Richter, saßen auf eigens zu dem Zweck errichteten Gerüsten. Von der Zahl der Richter hatten sich die Bischöfe freiwillig ausgeschlossen. Der König wohnte in einer für ihn besonders erbauten Loge den Verhandlungen von Anfang bis zu Ende bei.

Die Anklageacte bestand aus acht und zwanzig Hauptpunkten, sie bezogen sich wesentlich auf des Grafen Benehmen als Präsident des während des schottischen Krieges errichteten Geheimen Raths zu York, und als Statthalter von Irland; es waren ihm auch mehrere Aeußerungen zum Verbrechen gemacht, weil aus ihnen hochverrätherische Anschläge zu entnehmen wären; ja, man ging so weit, seine Herzensangelegenheiten vor Gericht zu ziehn.

Der Graf widerlegte, obgleich ihm wenig Zeit zur Ueberlegung gestattet war, die Anklage siegreich Punkt für Punkt, mit großer Geistesgegenwart und Beredsamkeit. Er wies nach, daß seine Ankläger keine von den gesetzlichen Bestimmungen, die gerade über den Begriff des Wortes Hochverrath mit großer Sorgfalt in der bisherigen Gesetzgebung gefaßt waren, gegen ihn anwenden könnten. Da selbst, wenn er den Grundsatz: daß ein versuchter Umsturz

der Grundgesetze Hochverrath sei, wolle gelten lassen, so hätten doch seine Kläger gar keine Thatsachen gegen ihn nachgewiesen. Am Schlusse seiner glänzenden Vertheidigung sagte der Graf:

„Wo hat diese Schuld so lange verborgen gelegen, wo ist dieses Feuer so viele Jahre hindurch verscharrt gewesen, daß sich von demselben nicht eher ein Rauch gezeigt hat, als bis es auf einmal ausbricht, um mich und meine Kinder zu verzehren? Es wäre besser, wir ständen unter gar keinem Gesetze, und richteten uns, von vorsichtiger Klugheit geleitet, nach dem eigenmächtigen Willen eines Herrn, als daß wir uns einbilden, ein Gesetz zu haben, worauf wir uns verlassen können, und am Ende finden müssen, daß dieses Gesetz vor seiner Bekanntmachung uns einer Strafe unterwirft, und durch unerhörte Maßregeln nicht eher vor Gericht zieht, als in dem Augenblick, wo es vollzogen wird. Wenn ich auf der Themse schiffe, und an einem Anker Schiffbruch leide, so muß ich entschädigt werden, falls kein Wasserpfahl mich gewarnt hat; wenn ich aber gegen einen Anker stoße, der durch ein Zeichen angedeutet ist, so muß ich selbst für die Gefahr stehen. Wo ist das Merkzeichen, welches für dieses Verbrechen gesetzt ist? Wo ist das Merkmal, an dem ich es erkennen kann? Es hat unter dem Wasser verborgen gelegen, und keine menschliche Klugheit, keine menschliche Unschuld konnte mich vor dem Untergange retten, der mir hier droht.

Es sind jetzt hundert und vierzig Jahre verflossen, seit die Arten des Hochverraths bestimmt sind; und eben so lange ist es, daß sie bei Niemandem vor mir, in Bezug auf dieses Verbrechen, so weit getrieben worden. Wir haben in unserm Vaterlande glücklich gelebt, Mylords; wir haben außer dem

selben mit Ruhm für die Welt gelebt; laßt uns mit dem zufriednen sein, was unsere Väter uns hinterlassen haben; laßt uns den Ehrgeiz nicht so weit treiben, daß wir in diesen tödtenden und zerstörenden Künsten gelehrter sein wollen, als sie waren. Ihr werdet für Euch selbst, Mylords, eine große Weisheit zeigen; es wird eine große Vorsicht für Euch, für Eure Nachkommen, für das ganze Königreich sein, wenn Ihr diese blutigen und geheimnißvollen Bücher in's Feuer werft, wie es die ersten Christen mit den Büchern der vorwitzigen Künste machten, und wenn Ihr Euch an den klaren Buchstaben des Gesetzes haltet, der Euch sagt, wo das Verbrechen liegt, und Euch den Weg zeigt, wie Ihr es vermeiden könnt.

Lasset uns zu unserm eigenen Untergange die Löwen nicht aus ihrem Schlafe wecken, indem wir eine Menge von alten Nachrichten aus dem Staube hervorziehn, die so viele Jahre hindurch unbemerkt gelegen haben. Füget zu allem meinem übrigen Kummer, Mylords, nicht den allertiefsten hinzu, daß ich für meine Sünden, nicht aber für meine Verräthereien, der Erste werde, der ein Beispiel einführt, das für die Gesetze und Freiheiten meines Landes so verderblich ist.

Legt den Staatsministern keine unübersteiglichen Schwierigkeiten in den Weg, Mylords! Setzt sie nicht außer Stand, ihrem Könige und ihrem Vaterlande mit Freuden zu dienen. Wenn Ihr das Benehmen derselben unter so harten Strafen nach jedem Gewicht, nach jedem Grade ermeßt, so wird Niemand der Untersuchung entgehen können.“

Whitlocke, Präsident der Commission, welche die Untersuchung gegen den Grafen leitete, ein persönlicher Feind desselben, fühlt sich gedrungen, auszurufen: „Niemand hat

ein Mann auf einer solchen Bühne mit größerer Weisheit, Standhaftigkeit und Beredtsamkeit, mit mehr Verstand, Scharfsinn und Mäßigung und mit größerer Würde eine solche Rolle gespielt, als dieser große und vortreffliche Mann! Er rührte, bis auf wenige, die Herzen aller seiner Zuhörer und erregte bei ihnen Reue und Mitgefühl."

Allein die Opposition war entschlossen, ihren gefährlichsten Gegner um jeden Preis zu vernichten. Der Graf selbst hatte die beiden Häupter des Hauses der Gemeinen, Pym und Hamden, des Hochverraths anklagen wollen, weil sie die Schotten ins Land gerufen hätten.

Den Ausschlag gegen den Grafen gab eine Antwort auf das Bedenken des Königs im Ministerrath, ob man, bei dem Mangel an Geld, gegen die Schotten angriffs- oder vertheidigungsweise verfahren solle. Die Antwort, die man dem Grafen zuschrieb, lautete: Man borge von der Stadt 100,000 Pfund, setze die Hebung des Schiffsgeldes mit allem Nachdruck fort. Da Ew. Majestät die Neigung Ihres Volkes erforscht haben, so sind Sie an kein Gesetz gebunden und können thun, was Ihre Gewalt Ihnen erlaubt. Da Ew. Majestät alle möglichen Mittel versucht haben, so sind Sie vor Gott und Menschen gerechtfertigt. Und Sie haben ja ein Heer, dessen Sie sich bedienen können, um dieses Reich zum Gehorsam zu bringen; denn ich bin versichert, daß die Schotten nicht fünf Monate Stand halten.

Der Staatssecretair Bane, der in dem Ministerrath gegenwärtig gewesen war, wollte diese Antwort von dem Grafen selbst gehört haben. Sein Sohn, Mitglied des Hauses der Gemeinen, fand, beim Suchen eines Schriftstücks unter des Vaters Papieren, Notizen über jenen Ministerrath, und unter diesen auch jene angeblliche Antwort des

Grafen. Er nahm sogleich Abschrift davon und überlieferte diese Pym, der sie dann dem Hause der Gemeinen übergab.

Nach dem Gesetz mußten bei einer Anklage auf Hochverrath wenigstens zwei unverdächtige Zeugen vorhanden sein. Strafford wies umsonst darauf hin, daß von den damals im Ministerrath gegenwärtigen sechs Mitgliedern vier sich solcher Aeußerungen nicht erinnerten, und zwei, von denen der eine verhaftet, der andere entflohen sei, kein Zeugniß ablegen könnten; daß der Staatssecretair sein erbittertster Feind sei; daß er seinem Sohne diese Notizen wahrscheinlich absichtlich übergeben habe, und daß dieser Treubruch allein schon sein Zeugniß unzuverlässig mache; man könne nicht Aeußerungen des Augenblicks, noch dazu aus dem Ministerrath, wo man mit unumschränkter Freiheit reden müsse, vor Gericht ziehen; ja selbst wenn er den Ausdruck gebraucht haben sollte: daß der König von allen Regeln der Regierung freizusprechen sei, so ließe sich dieser Ausdruck doch durch die verzweifelten Umstände, in denen sich der König befunden, vollkommen rechtfertigen; unter dem Ausdruck „dieses Königreich“ könne, dem ganzen Zusammenhange nach, nur Schottland gemeint sein.

Die Gemeinen behaupteten, die Schrift mit den Umständen ihrer Entdeckung und Mittheilung sei so gut wie zwei Zeugen.

Ungeachtet also der Hauptpunkt der Klage noch völlig unerwiesen war, ging eine sogenannte Ueberzeugungsbill, zufolge deren der Graf des Hochverraths für schuldig befunden wurde, mit großer Mehrheit im Hause der Gemeinen durch. Es ließ sich aber voraussetzen, daß das Oberhaus sie verwerfen werde. Man suchte es demnach durch Demonstrationen einzuschüchtern. Die puritani-

ſchen Geiſtlichen predigten dem Volke von der Nothwendigkeit, daß an dem großen Verbrecher Gerechtigkeit geübt werde. Sechſtaufend Menſchen zogen bewaffnet aus der Stadt und umringten Weſtmünſter, wo das Parlament ſaß. Sie ſchlugen eine Liſte der 59 Mitglieder des Hauſes der Gemeinen, die gegen die Bill geſtimmt hatten, unter dem Namen Straffordianer, oder Feinde des Vaterlandes, an; beleidigten, ja mißhandelten Einzelne. Jedem vorübergehenden Mitgliede des Hauſes der Lords ſchallte drohendes Geſchrei entgegen: Gerechtigkeit wider Strafford! So kam es, daß, als die Bill an das Haus der Lords gelangte, von achtzig Mitgliedern, die dem Proceß des Grafen beigewohnt hatten, nur fünf und vierzig anweſend waren. Dennoch ging ſie nur mit einer Mehrheit von 6 Stimmen durch. Als der Generalprocurator St. John, eines der einflußreichſten Mitglieder des Unterhauſes, die Bill übergab, ſagte er: „Bei der Annahme ſolcher Bills genügt die moralische Ueberzeugung, wenn auch der juridiſche Beweis nicht vollſtändig geführt ſein ſollte. Der Graf hat kein Recht, ſich auf das Geſetz zu berufen, weil er ſelbſt das Geſetz gebrochen hat. Es iſt wahr, wir haben Geſetze zum Schutze der Haſen und Hirſche, denn ſie ſind Jagdthiere; aber Niemand hat es noch für gräuſam und ungerecht erklärt, daß wir Füchſe und Wölfe tödten, wo wir ſie finden, denn ſie ſind Raubthiere!“

Nun hatte noch der König ſeine Einwilligung zu der Bill zu geben. Man erzwang auch dieſe. Es verbreiteten ſich dumpe Gerüchte von furchtbaren Verſchwörungen der Papiften; das Volk gerieth in ungeheure Aufregung, rottete ſich zuſammen und umringte Whitehall, wo der König wohnte, mit wüſtem Geſchrei Gerechtigkeit fordernd. Die

Königin bat ihren Gemahl mit Thränen, dem Wunsche des Volks nachzugeben; der Ministerrath fand in dieser Gewährung das einzige Rettungsmittel für die gesammte königliche Familie; der Graf selbst, als er von der schmerzlichen Lage des Königs Nachricht erhielt, beschwor ihn in einem rührenden Briefe, seine Einwilligung nicht länger zu verzögern, wenn durch seinen Tod das Vaterland könne gerettet werden. Da gab der König mit zerrissenem Herzen nach.

Am 22. Mai 1641 ward Strafford zum Tode geführt. Eine fromme Fassung, eine ruhige Hoheit verließen ihn nicht bis zum letzten Augenblick. Er starb in seinem 49. Jahre, in der Fülle männlicher Kraft, nach dem Urtheil aller Schriftsteller seiner Zeit einer der bedeutendsten Männer Englands. Er fiel als Sühnopfer für Gewaltthätigkeiten, die vor ihm begangen waren; sein Todesurtheil war eine Verhöhnung aller gesetzlichen Formen. Aber die Opposition verzieh ihm seinen Abfall nie; die republikanische Partei verfolgte in ihm ihren gefährlichsten Feind; alle Wuth und Rache der Parteien, aller Zorn des Volkes ergossen sich auf sein, vielleicht nicht ganz unschuldiges Haupt.

Der Tod Straffords hatte das Parlament keineswegs, wie Karl hoffte, versöhnt. Es war auch schon zu weit gegangen, um dem in seinen heiligsten Gefühlen verletzten Könige zu trauen. Alle seine Bewilligungen hielt es nur für abgedrungen. Es fuhr in seinen Reformen unerbittlich fort, und diesmal im wahren Interesse für die Freiheit. Die Anträge auf Abschaffung der hohen Commission, jenes unter der Königin Elisabeth zum Schutze der Rechtsgläubigkeit gegründeten Inquisitionsgerichts, und der Sternkammer, welche die Erlasse der Regierung in der Zeit, wo kein Parlament saß, zum Gesetz erhob, gingen in beiden

Häusern mit großer Mehrheit durch. Von jetzt an war die Freiheit gesichert. Kein Gesetz durfte mehr von der Krone provisorisch gegeben werden. Das Parlament war nun die wahre, gesetzgebende Behörde. Eben so wurden die Richter durch bestimmte Verordnungen vor willkürlicher Absetzung gesichert.

Nach so schweren und wichtigen, innerhalb neun Monaten vollbrachten Arbeiten vertagte sich das Parlament auf acht Wochen, ernannte aber für diese Zeit einen mit voller Gewalt bekleideten Ausschuß.

Dem Könige, der sich entschlossen hatte, eine Reise nach Schottland zu thun, gab man Commissarien mit, scheinbar, um über genaue Erfüllung der Friedensartikel zu wachen. Unter den Commissarien befanden sich die erbittertsten und entschlossensten Gegner der Krone.

Noch standen das schottische und das englische Heer an den Grenzen. Damit der König bei seiner Durchreise nicht nachtheilig auf sie einwirken könne, bezahlte man dem schottischen den rückständigen Sold, und entließ das englische. Den Schotten, seinen Brüdern, welche im Dienst und zum Vortheil Sr. Majestät gefochten, hatte das Parlament außer dem gewöhnlichen Solde für das Heer bis zum Frieden eine besondere Entschädigung von 300,000 Pfund versprochen.

Sein böses Schicksal verfolgte den unglücklichen König. Während er das aufgeregte Schottland dadurch zu beruhigen suchte, daß er ein Vorrecht der Krone nach dem andern hingab, während er hoffen konnte, daß die Mehrheit des Volks und Parlaments in England endlich das Ziel der äußersten Opposition, die Republik, erkennen und so sich wieder zu ihm, dem Gemißhandelten, mit verstärkter An-

hänglichkeit zurückwenden werde, brach in Irland ein schrecklicher Aufstand der katholischen Eingebornen gegen die protestantischen Engländer, die sich, besonders in dem nördlichen Theil der Insel, zahlreich niedergelassen hatten, aus. Diesen Aufstand angeregt zu haben, schrieb Haß und fanatische Verblendung der puritanischen Partei dem Könige zu; die Opposition im Parlament schürte das Feuer, und die Lage des an dem Blutbade jedenfalls ganz unschuldigen Königs ward bedenklicher, denn je. Die in Irland wohnenden Engländer wären wahrscheinlich ganz ausgerottet worden, wenn nicht durch die Anzeige eines protestantischen Irländers wenigstens Dublin hätte gerettet werden können. Dennoch sollen, nach der mäßigsten Berechnung, in allen drei Provinzen Irlands an 50,000 Engländer, zum Theil unter den scheußlichsten Martern, dem Grimm ihrer Feinde erlegen sein.

Der König, welcher die Nachricht von diesem Blutbade noch während seines Aufenthalts in Schottland empfing, wandte sich an das Parlament seines Erbkönigreichs vergebens um Hülfe. Das schottische Parlament wollte erst abwarten, was das englische thun würde. Diesem übergab zuletzt, hilflos, wie er war, der König die Leitung dieser Angelegenheit, und drang nur auf schleunige und durchgreifende Maßregeln.

Allein das Parlament war keineswegs gesonnen, sich zu beeilen. Es verdamnte zwar den Aufstand in den schärfsten Ausdrücken, that aber nichts, um ihn zu hemmen. Es erhob bedeutende Geldsummen, entnahm Waffen aus den königl. Magazinen, schien sie aber eher gegen jeden Andern, als gegen Irland, brauchen zu wollen. Es fuhr in seinen Eingriffen in die vollziehende Gewalt fort, und wenn der

König einzelnen Beschlüssen seine Bestätigung versagte, so schrieb es diese Weigerung schlechten Rathgebern, papistischen Einflüssen zu.

Schon während der Abwesenheit des Königs in Schottland war im Hause der Gemeinen eine Remonstranz oder Beschwerdeschrift entworfen, die noch einmal im Zusammenhange dem Volke alle Uebergrieffe und Gewaltthätigkeiten der Krone und der Anhänger des Hofes, sowie die Dienste darlegen sollte, welche das Parlament der Wahrung und weiteren Ausbildung der Volksfreiheit geleistet habe. Anfangs bei Seite gelegt, ward sie nach dem irländischen Blutbad mit neuem Eifer von der Opposition aufgenommen. Allein die Mehrheit des Hauses erklärte sich dagegen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die meisten Mißbräuche bereits abgestellt seien, die wiederholte Aufzählung derselben also unnütz erscheine, und nur dazu dienen könne, das ohnehin schon auf das Aeußerste aufgeregte Volk gegen die Monarchie selbst und zu Gunsten der Republik einzunehmen. Die mit der größten Hefigkeit geführte Verhandlung dauerte vierzehn Stunden lang und bewies klar, daß die Mehrheit entschieden auf der Seite der Monarchie stehe. Allein das Unglück des Königs war, daß er selbst seine aufrichtigsten Anhänger durch unkluge oder übereilte Maßregeln irre machte, so daß auch die Gemäßigten im Parlament allmählig den Muth verloren. Wären sie aber von der Regierung gehörig beachtet und unterstützt worden: kaum würde es, trotz ihres religiösen Fanatismus, der demokratischen Partei, der republikanischen Minderheit, die allerdings mit bewundernswerther Umsicht, Verschlagenheit und Kühnheit handelte und zum Aeußersten entschlossen war, gelungen sein, das Volk und

die eingeschüchterte Mehrheit des Parlaments mit sich fortzureißen.

Nur mit einer mühsam erkämpften Mehrheit von eilf Stimmen ging die Remonstranz durch, und ward, ohne vorher dem Hause der Lords vorgelegt worden zu sein, gedruckt und unter das Volk vertheilt. An der Debatte theilte sich bereits Oliver Cromwel, dessen Name bei dieser Gelegenheit zum erstenmal hervortritt. Er soll entschlossen gewesen sein, zugleich mit Hamden und einigen andern Gesinnungsgenossen nach Amerika auszuwandern, im Fall die Remonstranz nicht durchgegangen wäre. So nahe, sagt bei dieser Gelegenheit der königlich gesinnte Geschichtsschreiber Clarendon, war das arme Vaterland seiner Befreiung!

Der König wurde bei seiner Rückkehr aus Schottland von der Stadt London mit Jubel empfangen. Allein die Freude darüber ward bald getrübt durch die Ueberreichung der Remonstranz. Jeder Fehler, jede Unordnung, jede Gewaltthätigkeit der Regierung seit der Thronbesteigung Karls war in dieser Schrift mit den schärfsten Ausdrücken, in den grellsten Farben geschildert. Die Beschlüsse der hohen Commission, der Sternkammer, der bischöflichen Synoden, die willkürlichen Absezungen und Verhaftungen, die verfassungswidrige Auflegung von Steuern, die Auflösung der Parlamente, die Neuerungen in der Kirche, die Begünstigung der Papisten: nichts war übergangen. Von der Person des Königs sprach man in den ehrerbietigsten Ausdrücken; nur von seinen schlechten und übelgesinnten Rathgebern konnte man nicht Schlimmes genug sagen, und bat Se. Majestät ehrfurchtsvoll, künftig nur solche Minister zu wählen, die das Vertrauen des Volks besäßen. Sodann

hob das Parlament seine eigenen Verdienste hervor, die es der Regierung und dem Volke geleistet habe. Es klang wie der bitterste Hohn, wenn es am Schlusse hieß: Alles, was sie gethan hätten, sei für die Unterstützung, den Ruhm und die Größe Sr. Majestät geschehen. Wenn sie dem schottischen Heere 25,000 Pfund monatlich gegeben hätten, damit die nördlichen Grafschaften nicht zu sehr gedrückt würden, so sei dies zum Vortheil Sr. Majestät geschehen, der die Pflicht habe, die Lasten seiner Unterthanen zu erleichtern. Wenn sie dem Heere einen monatlichen Sold von 5000 Pfund gäben, so sei dies wieder in Sr. Majestät Nutzen; denn sie gäben es seinen Officieren und Soldaten. Und wenn sie es übernommen hätten, den Schotten eine Summe von 300,000 Pfund zu bezahlen, so sei dies als eine Entschädigung für die Nachtheile anzusehen, die ihre Brüder im Dienste Sr. Majestät erlitten hätten.

Die Krone hatte bisher das Recht gehabt, in Kriegszeiten Soldaten zu pressen; dieses Recht wollte das Parlament ihr entziehen und von ihm selbst gewählten Commissarien übertragen. Karl erschien im Hause der Lords und erklärte, er wolle die Bill über die Commissarien bestätigen, wenn man den Zusatz mache: unbeschadet des Rechts der Krone. Dieser Schritt erschien beiden Häusern als eine Beleidigung der Parlamentsfreiheit, weil der König Kenntniß genommen habe von einer Bill, die noch in der Berathung sei, und von einem Vorbehalt gesprochen habe, ehe sie ihm sei übergeben worden. Die Bill ging in beiden Häusern durch.

Neuen Sturm erregte die Bill über Ausschließung der Bischöfe aus dem Hause der Lords, zu welcher letzteres lange Zeit seine Zustimmung verweigerte. Das

Volk, wohl nicht ohne Einwirkung des Hauses der Gemeinen, rottete sich zusammen, mißhandelte die aus den Sitzungen zurückkehrenden Bischöfe, so daß diese das Parlament nicht mehr zu besuchen wagten, zog vor das Haus des, wie es hieß, den Bischöfen freundlich gesinnten Lord-Mayors von London, umringte das Parlamentshaus und Whitehall, mit dem Geschrei: „Keine Bischöfe mehr!“ Die Gesellen, die Tagelöhner, ja selbst die Frauen von London richteten Adressen an das Parlament, worin sie das Darniederliegen des Gewerbes und Handels den Papisten und Bischöfen zuschrieben, und deutlich zu verstehen gaben, daß, wenn ihnen auf dem Wege des Gesetzes nicht geholfen würde, sie stark genug wären, sich selbst zu helfen.

Die Bischöfe ließen sich von dem Erzbischof von York zu einem sehr unklugen Schritte verleiten. Sie setzten einen Protest auf, worin sie sich über die Gewaltthätigkeiten des Volks beklagten und alle Beschlüsse für null und nichtig erklärten, die seit ihrer Abwesenheit im Parlament gefaßt worden wären. Der Protest ward dem König überreicht, und dieser, ohne weiteres Bedenken, ließ ihn durch den Großstegelsbewahrer dem Hause der Lords übergeben, von welchem er sodann an das Haus der Gemeinen gelangte. Letzteres bedurfte zur Beschlußnahme keiner halben Stunde Zeit. Es sendete sogleich eine Anklage der zwölf Bischöfe, die den Protest unterzeichnet hatten, auf Hochverrath an das Haus der Lords, und hier wagte nur Ein Mitglied eine Entschuldigung für die Bischöfe auszusprechen, mit der eigenthümlichen Wendung: „er halte die Bischöfe des Hochverraths nicht für schuldig; aber er halte sie für Narren, die man ins Tollhaus schicken müsse.“ Die Bischöfe setzte man in's Gefängniß.

Bald beging der König eine neue Unbesonnenheit, die selbst seinen aufrichtigsten Anhängern unbegreiflich erschien und den Bürgerkrieg zur nächsten Folge hatte. Es saßen zwar zwei Mitglieder des Parlaments, entschiedene Volkfreunde, unter ihnen der schon genannte Lord Falkland, im Ministerium, allein der König hörte nicht immer auf ihre Rathschläge, obgleich der Letztere ein treuer Anhänger der Monarchie war und dem Könige bis zu seinem Tode treu ergeben blieb. Es war ein großes Unglück für den König, daß ihn kein in constitutionellem Sinne verantwortliches Ministerium umgab. Dieses war eben nur Geheimer Rath der Krone und nur dieser verantwortlich, nicht dem Volke. Allenfalls konnte der König, wenn er wollte, auch ohne Ministerium regieren.

Karl, erbittert über alle die Eingriffe des Parlaments in seine königlichen Vorrechte, über die vielfachen Kränkungen und die Schmach, die er von allen Seiten erlitten zu haben glaubte, aufgereizt von der Königin und ihrem Anhang, die ihm seine allzugroße Nachgiebigkeit zum Vorwurf machten, entschloß sich, auf den Rath eines seiner Minister, des talentvollen, aber leichtsinnigen Digby, jedenfalls ohne Vorwissen des trefflichen Falkland, einen entscheidenden Schritt zu thun.

Auf seinen Befehl erschien Herbert, der Generalprocurator, im Hause der Lords und klagte den Lord Kimbolton, sowie fünf Mitglieder des Hauses der Gemeinen, unter ihnen Pym und Hamden, die eigentlichen Führer der Volkspartei, des Hochverraths an. Die Hauptpunkte der Anklage waren: sie hätten versucht, die Grundgesetze und die Regierung des Landes umzustossen, den König seiner verfassungsmäßigen Gewalt zu berauben und dem Volke

eine willkürliche und tyrannische Gewalt zu ertheilen. Sie hätten das Heer für hochverrätherische Zwecke zu gewinnen gesucht, und eine fremde Macht (Schottland) eingeladen, in das Königreich einzufallen. Sie hätten, gleich verrätherisch, die wahre Freiheit und Form des Parlaments verändern wollen, zu diesem Zwecke das Volk gegen König und Parlament aufgewiegelt, und schließlich hätten sie mit offenbarer Verrätherei ein Heer geworben, nicht gegen Irland, sondern geradezu gegen den König.

Zu gleicher Zeit erschien ein königlicher Waffendiener (sergeant at arms) im Hause der Gemeinen, und forderte auf Befehl des Königs die Auslieferung der Angeklagten. Das Haus antwortete dem König durch eine Botschaft: die angeklagten Mitglieder würden vor ihm erscheinen, sobald man die gesetzliche Form der Anklage gegen sie würde festgestellt und ihm, dem Hause, würde vorgelegt haben.

Entrüstet über diese ausweichende Antwort, begab sich, allem parlamentarischen Gebrauch zuwider, von seinen Hellebardierern begleitet, der König selbst in das Haus der Gemeinen. Er trat, von seinem Neffen, dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, Sohn seines Schwagers, des unglücklichen Königs von Böhmen, Friedrichs V., begleitet, in den Saal, zum Erstaunen der ganzen Versammlung. Der Sprecher erhob sich ehrerbietig von seinem Stuhl, den der König einnahm. Dieser sagte darauf: er müsse bedauern, in solcher Angelegenheit hierher gekommen zu sein, aber das Haus habe ihm eine Botschaft gesendet, anstatt die Angeklagten auszuliefern. Niemals habe es einem Könige von England mehr am Herzen gelegen, als ihm, die Privilegien des Parlaments aufrecht zu erhalten; aber gegen Verrätherei schütze kein Privilegium. Auf seine Frage an den Sprecher:

ob denn die Angeklagten (die sich bereits in Sicherheit gebracht hatten) in dem Hause wären, antwortete dieser mit schneller Geistesgegenwart, indem er vor dem König auf die Kniee niedersank: „Sire, ich habe an diesem Orte weder Augen, zu sehen, noch eine Zunge, etwas Anderes zu sprechen, als dieses Haus, dessen Diener ich bin, mir befehlen wird. Und ich bitte unterthänigst um Verzeihung, daß ich auf das, was Ihre Majestät zu fragen geruhen, keine andre Antwort geben kann.“

„Ich sehe, sagte der König, nachdem er sich von allen Seiten umgesehen, die Vögel sind ausgeflogen; aber ich erwarte, daß das Haus sie mir unverzüglich senden wird, sobald sie zurückgekommen sind. Und ich gebe Euch mein königliches Wort, daß ich nicht mit Gewalt, sondern auf dem Wege des Gesetzes gegen sie verfahren will.“

Darauf erhob er sich und kehrte nach Whitehall zurück. Das Haus war in der äußersten Aufregung über diese Verletzung seiner Freiheiten und einige Mitglieder riefen dem Könige bei seinem Abgange laut nach: Freiheit! Freiheit! Das Haus vertagte sich sogleich auf morgen.

Dieselbe Nacht noch flüchteten sich die Angeklagten in die Stadt. Die Bürger bewaffneten sich zu ihrem Schutze. Die ganze Stadt gerieth in die furchtbarste Bewegung; denn es hieß, die Kavaliere*), den König an der Spitze, wollten kommen und London an allen vier Ecken anzünden.

Als am folgenden Morgen der König die Vorgänge

*) Kavaliere nannte das Volk die Anhänger des Königs, die eine freiwillige Leibwache desselben bildeten; während diese das Volk von London wegen ihrer rund um den Kopf abgeschnittenen Haare Rundköpfe nannten.

der Nacht erfuhr, ließ er dem Lord Mayor sagen, er möge den Gemeinderath zusammenberufen. Um 10 Uhr erschien er, von einigen Herren begleitet, ohne alles bewaffnete Gefolge, auf dem Stadthause und erklärte der Versammlung: „es thue ihm leid, die Bürger in solcher Aufregung zu sehen. Um alle Furcht zu verbannen, sei er ohne Leibwache gekommen; er glaube immer noch, mitten unter seinen Bürgern am sichersten zu sein. Er könne nicht glauben, daß diese zugeben würden, daß die Stadt jenen des Hochverraths Angeklagten, gegen die er in aller Form Rechtens verfahren werde, als Zufluchtsort dienen solle.“ Die Versammlung hörte ihn schweigend an; kein Zeichen von Beifall oder Freude ward laut, als er sich entfernte. Draußen umgab das Volk dichtgedrängt seinen Wagen, wiederholt rufend: Freiheit des Parlaments, Freiheit des Parlaments! Einer trat näher an den Wagen heran, und rief laut: Zu deinen Gezelten, o Israell! Worte, welche die Israeliten einander zuriefen, als sie ihren unbesonnenen König Rehabeam verließen.

Durch diesen Schritt hatte der König den letzten Rest persönlicher Ehrfurcht, die das Volk etwa noch gegen ihn gefühlt hatte, vernichtet, und, statt an Popularität zu gewinnen, seine Gegner nur zu größerer Kühnheit ermunterte.

Das Parlament setzte, als drohe irgend eine große Gefahr, seine Sitzungen auf einige Tage aus. Durch Gerüchte aller Art ward das Volk in Schrecken und Wuth gesetzt. Endlich beschloß man, die Angeklagten nach Westminster im Triumph zurückzuführen. Während die Stadt große Anstalten zu diesem Zuge traf, zog sich der König, der vor dem wüthenden Volke sich nicht mehr sicher glaubte, nach Hamptoncourt, in der Nähe von London, zurück.

Nur wenige Getreue begleiteten die unglückliche königliche Familie.

Den Tag darauf wurden die Angeklagten in feierlichem Zuge durch die Sherifs und die Miliz von London in das Parlament zurückgeführt. Die Volksmassen, die dem Zuge folgten, schriean gegen die Papisten, die Bischöfe, für die Freiheiten des Parlaments. Als man an Whitehall vorüberzog, fragten einige spöttisch: „Wo ist denn nun der König mit seinen Cavalieren? Wo sind sie hingeflohen?“

Der König entfernte sich noch weiter von London; er begab sich nach Windsor.

Aus den Grafschaften und von der Stadt London liefen zahlreiche Ergebenheitsadressen an das Parlament ein. Dieses ließ dem geängstigten Könige keinen Augenblick Ruhe; es bestand auf seinen Forderungen: der König möge seine schlechten Rathgeber entfernen, nicht auf die Königin hören; Männer wählen, die das Vertrauen des Volks besäßen; den Anschlägen der Papisten und der Bischöfe zuvorkommen. Und sie fügten in den ehrerbietigsten Ausdrücken die Bitte hinzu: er möge den Befehl über die Miliz nur solchen Männern anvertrauen, auf die das Parlament sich verlassen könne und die ihm durch beide Häuser empfohlen seien, damit aller Grund zum Mißtrauen schwinde, und sie diejenigen Maßregeln ergreifen könnten, welche dazu dienen, die Ehre, die Größe, den Ruhm Sr. Majestät und seiner königlichen Nachkommenschaft, sowie das Glück seiner getreuen Unterthanen in den drei Königreichen zu befestigen. Eben so möge er den Tower in London und die übrigen Festungen des Landes Solchen übergeben, die das Vertrauen des Volks besäßen, und schließlich möge er seine Residenz wieder in London nehmen.

Der König hatte die Anklage gegen jene sechs Parlamentsmitglieder zurückgenommen; er hatte die Bills über Ausschließung der Bischöfe und über das Recht des Parlaments, Soldaten zu pressen, bestätigt; aber seine letzte Waffe, die Verfügung über die Miliz, war er nicht gesonnen, aus der Hand zu geben. Es war der Rest der vollziehenden Gewalt, die ihm blieb. Er hatte sich durch die Bestätigung jener Bills, besonders der über die Ausschließung der Bischöfe, die Gemüther seiner Anhänger noch mehr entfremdet; denn nicht allein, daß er sich dadurch des mächtigsten Einflusses im Hause der Lords beraubt sah, es traten nun auch alle diejenigen zur entgegengesetzten Partei, die bisher geschwankt hatten, oder sie wagten wenigstens keinen Widerstand mehr. Ein der königlichen Partei ergebener Schriftsteller, der schon genannte Clarendon, weiß sich diese unerhörte Nachgiebigkeit des Königs nicht anders zu erklären, als daß er sagt: der König sei der Ansicht gewesen, daß alle diese Bewilligungen, als ihm abgezwungen, keine Geltung haben könnten. Und das mochte wohl auch die eigentliche Ueberzeugung eines Königs sein, der in dem Glauben ererbter, göttlicher Machtvollkommenheit aufgezogen und zum Manne gereift, niemals eine aufrichtige Achtung vor den Freiheiten und Rechten des Volks gehabt hatte, und darum sich in die ganz veränderte Stellung der Krone zum Parlament und Volk nicht finden konnte, und den die ungeheure Mehrheit des Volks durchdringenden Freiheitsinn nur den hochverrätherischen Aufreizungen einiger Wenigen zuschrieb.

Der König war entschlossen, seinen Bewilligungen ein Ziel zu setzen und sah die Nothwendigkeit zu wählen zwischen unbedingtem Eingehen auf die Forderungen des Parlaments

oder Entscheidung durch das Schwert. Er reiste, nachdem er von der Königin schmerzlichen Abschied genommen, die mit ihrer erst kürzlich an den Prinzen Wilhelm von Oranien verheiratheten Tochter sich nach Holland begab, in Begleitung seiner beiden Söhne nach York im nördlichen England. Hier, wo der Einfluß des Parlaments nicht so unmittelbar wirkte, zeigte sich bei dem Volke noch Liebe und Anhänglichkeit an seine Person; und der höhere, sowie der niedere Adel fast aus allen Theilen Englands bezeugte ihm entweder persönlich oder durch Adressen seine Ergebenheit. Mehr als vierzig Pairs vom ersten Range sammelten sich allmählig um ihn.

Das Parlament traf seinerseits Anstalten zu entschlossenem Widerstande. Es nahm bedeutende Geldsummen auf, und hob Soldaten aus, wie es vorgab, gegen Irland. Das Volk unterstützte es mit begeistelter Hingebung. In London nahmen an einem Tage 4000 Freiwillige Dienste. Zur Unterstützung des Königs und beider Häuser — so drückte sich das Parlament aus — wurden eine ungeheure Menge silberner Gefäße in die Schatzkammer gebracht. Kaum waren Hände genug da, sie abzunehmen. Viele mußten Tagelang warten, bis man Zeit hatte, ihr Darlehn in Empfang zu nehmen. Die Frauen gaben ihre silbernen Fingerhüte und Haarnadeln her, um der guten Sache zu dienen.

Der König hatte bisher, wie die meisten seiner Vorfahren, ohne den Schutz eines stehenden Heeres, ja nur einer zahlreichen Leibwache, gelebt. Das gegen die Schotten zusammengezogene Heer war aufgelöst; auf die Miliz konnte er nicht rechnen: er war jetzt thatsächlich ohne Waffenmacht. Die Königin versekte in Holland die Reichsleinodien, um

Waffen und Munition dafür zu kaufen; der König selbst entwickelte, als seine letzten Versuche zur Versöhnung fehlgeschlugen, eine alle Parteien überraschende Thätigkeit, Entschlossenheit und Einsicht in der Vorbereitung, wie später in der Führung des Krieges.

Als letzte Bedingung einer friedlichen Ausgleichung stellte ihm das Parlament neunzehn Punkte. Es verlangte: Er solle in seinen Rath nur Männer aufnehmen, die das Vertrauen des Volkes besäßen; keine königliche Verfügung solle gültig sein ohne Gegenzeichnung des Ministeriums; alle Staatsbeamten sollten mit Bewilligung des Parlaments gewählt werden; kein Mitglied der königlichen Familie solle sich ohne Einwilligung des Parlaments vermählen dürfen; die Gesetze gegen die Katholiken sollten vollzogen werden; die katholischen Lords sollten ihre Stimmen im Oberhause verlieren; die Reform des Gottesdienstes und des Kirchenregiments sollte nach dem Rath des Parlaments geschehen; die Verordnung über die Miliz sei zu bewilligen; die Gerichtsbarkeit des Parlaments solle sich über alle Delinquenten erstrecken; eine allgemeine Amnestie solle gegeben werden, mit denjenigen Ausnahmen, die das Parlament etwa zu machen gedenke; ohne Einwilligung des Parlaments sollten keine Pairs ernannt werden dürfen; die festen Plätze sollten nur solchen Befehlshabern übergeben werden, die der Zustimmung des Parlaments gewiß sein könnten.

Man sieht, einige dieser Forderungen sind wahrhaft constitutionell; einige jedoch sind nur aus dem religiösen Zwiespalt zu erklären, und einige heben die vollziehende Gewalt der Krone geradezu auf.

„Wenn ich diese Forderungen bewilligen wollte, antwortete der König, so würde ich freilich mit entblößtem

Haupte bedient werden; man würde mir die Hände küssen; man würde mich noch immer König nennen und Ihr würdet Euch in Euren Befehlen immer noch des Ausdrucks bedienen: des Königs Gewalt, durch beide Häuser angedeutet; man würde immer noch die Schwerter und Stäbe vor mir hertragen und mich immer noch mit dem Anblick des Scepters und der Krone belustigen, obgleich auch diese Zweige nicht lange grünen würden, wenn der Stamm, auf dem sie wachsen, eingegangen wäre; aber was die wahre, wirkliche Gewalt betrifft, da würde ich nur der Schatten eines Königs sein."

Er und alle seine Rätthe beschloffen, einem so schimpflichen Vertrage den Krieg vorzuziehen.

„Man hat mir meine Städte, meine Schiffe, meine Waffen, mein Gold genommen; doch vertraue ich auf meine gerechte Sache; und die Herzen des Volkes werden mir, durch die Gnade Gottes, das Verlorene wiedergewinnen!“

So rief der König seinem Volke zu.

Der Bürgerkrieg, 1642 — 1646.

Mit Widerstreben rief der König seine Anhänger zu den Fahnen. Aber zum Kriege fehlte ihm so gut wie Alles. Er hatte weder Waffen noch Munition, und ließ sich anfangs von der Miliz einiger ihm günstig gesinnter Grafschaften Beides, mit dem Versprechen, sie nach geschlossenem

Frieden zurückzugeben; ja, ein Theil seiner Leute war eine Zeit lang nur mit Stöcken bewaffnet. Das Parlament hätte die kleine Macht des Königs leicht erdrücken können; aber es scheint, als habe es einen Widerstand von Seiten des Königs für ganz undenkbar gehalten.

Es ist nicht unsere Absicht, alle Wechselfälle, alle Schrecken und Gräuel dieses Bruderkampfes zu beschreiben. Im Ganzen zeigt sich nirgends ein hervorragendes Feldherrntalent, Cromwel etwa ausgenommen; eben so wenig sind Bewegungen und Schlachten kunstvoll berechnet und geordnet. Da auf Seite der Königlichen der größte Theil des Adels stand, so waren diese anfangs an bewußter Tapferkeit und Kriegskunde den Truppen des Parlaments allerdings voraus; sie erlangten rasch hinter einander Vortheile, und ihre Zahl nahm zu; allein in kurzer Zeit waren ihnen ihre Gegner an Tapferkeit gleich und bei weitem überlegen durch strenge Zucht, die bei dem Heere des Königs den ganzen Krieg hindurch fehlte. Auf der Seite des Parlaments stand fernër die einmüthige, religiöse Begeisterung, welcher die Königlichen nur Spott und Verachtung entgegenzusetzen hatten. Die Anhänger des Parlaments brachten freudig alle Opfer, die ihre Sache forderte, während die Hülfe, die ein großer Theil seiner Anhänger dem Könige leistete, nur in schönen Worten und Versprechungen bestand. Ohne die Hülfe aus Holland, welche die Königin ihm verschaffte, und die besonders in Waffen und Munition bestand, wäre der Krieg schon in den ersten Monaten zu Ende gewesen. Keine der auswärtigen Mächte unterstützte den König. So war er lediglich auf sich selbst und den geringen Eifer seiner Freunde beschränkt, während dem Parlament Alles zu Gebote stand. Der härteste Schlag

für den König war, daß die Flotte zum Parlament überging, so daß er kaum ein Schiff, einen Hafen der drei Königreiche sein nennen konnte.

Gleich im ersten Jahr des Krieges erlitten beide Parteien durch den Tod zweier Männer einen bedeutenden Verlust: das Parlament verlor Hamden, die Königlichen den Lord Falkland.

Hamden war durch seine standhafte Verweigerung des Schiffsgeldes zuerst allgemein bekannt und ein Liebling des Volks geworden. Er vereinigte, selbst nach dem Urtheil seiner politischen Gegner, alle Eigenschaften, die einen Mann bedeutend und liebenswerth machen: Feinheit des Benehmens, wodurch er sich vortheilhaft von seinem etwas ungeschlachten Freunde Cromwel unterschied, mit entschiedener Gesinnung; Bescheidenheit mit durchdringendem Verstande; ruhige Ueberlegung mit entschlossener Kühnheit. Sein Privatcharakter war fleckenlos, nur von Ehrgeiz, wenn dies ein Fehler zu nennen ist, war er nicht frei. Er würde, durch und durch Republikaner, bei längerem Leben wahrscheinlich der gefährlichste Nebenbuhler Cromwels geworden sein. Beim Könige selbst stand er in solcher Achtung, daß dieser auf die Nachricht von seiner tödtlichen Verwundung ihm seinen Leibarzt sendete. Die Königlichen achteten seinen Tod einem großen Siege gleich.

Lord Falkland verband mit größter persönlicher Liebenswürdigkeit tiefe Einsichten und die reinste Vaterlandsliebe. Als begeisterter Freund und gründlicher Kenner des classischen Alterthums, war er stets ein entschiedener Gegner von den Eingriffen der Krone in die Volksrechte gewesen. Es gelang dem Könige nur mit großer Mühe, den beim Volke äußerst beliebten Mann zum Eintritt in das Ministerium

zu bewegen. Als Falkland den Antrag endlich annahm, that er es nur aus den edelsten Beweggründen. Von nun fand die Monarchie in ihm ihren geschicktesten Vertheidiger, der König seinen treuesten Rathgeber und Freund, um so mehr, als seinem scharfen Blicke das Ziel vollkommen klar geworden war, welchem die zum Aeußersten entschlossene Minderheit des Parlaments zusteuerte. Leider befolgte der König nicht immer die Rathschläge des trefflichen Mannes. Seit dem Beginn des Bürgerkrieges verlor er seine gewöhnliche Heiterkeit; jede Aussicht zum Frieden ergriff er mit Lebhaftigkeit. Er pflegte oft, wenn er unter seinen Freunden war, mit schmerzlichem Tone die Worte: Friede, Friede! auszurufen und versicherte, daß dieser unglückselige Krieg und die Aussicht so vielen Unheils für sein Vaterland ihm Schlaf und Ruhe raubten, und daß der Gram darüber ihn tödten werde. Er starb an einer empfangenen tödtlichen Wunde in seinem dreißigsten Jahre.

So ward der Krieg mit abwechselndem Glück bis in das dritte Jahr geführt. Von da an gewann die Sache des Parlaments entschieden die Oberhand; aber zu gleicher Zeit trat der zwischen den Parteien schon lange vorhandene Zwiespalt offen hervor.

Die Presbyterianer wollten allerdings eine Trennung der Kirche vom Staat, eine Selbstregierung der ersteren; sie wollten die Aufhebung der bischöflichen Gewalt, aber keineswegs die Aufhebung alles Kirchenregiments; sie wollten unbedingte Religionsfreiheit — für sich, nicht für Andere. Sie wollten in der Lehre, im Gottesdienst und in der Zucht Vieles geändert wissen, aber nicht Alles über den Haufen werfen. Sie waren nicht unbedingte Gegner der Monarchie; sie waren nur persönliche Feinde des Königs; aber

in der Hestigkeit des Kampfes wider die Mißbräuche der Krone waren sie unvermerkt weit über die, damals freilich nirgends sicher bezeichneten Grenzen hinausgekommen, welche die absolute Monarchie von der constitutionellen, und diese wieder von der Republik scheiden. Als sie umkehren wollten, war es zu spät; es ging ihnen, wie in der französischen Revolution den Girondisten: sie wurden Werkzeuge in den Händen ihrer Feinde und mußten wider Willen zu den Maßregeln derselben stimmen. Gern hätten sie mit dem Könige Frieden geschlossen, aber sie konnten frühere, mit solcher Zuversicht gestellte Bedingungen nicht mehr zurücknehmen, und wurden so die Beute der republikanischen Partei, oder, wie sie sich nannten, der Independenten. Die Grundsätze derselben waren nur die äußerste Folge presbyterianischer Lehren. Nach ihnen bedurfte es weder eines Kirchenregiments noch eines Systems von Lehrsätzen; jede Versammlung der Gläubigen war schon die Kirche, jeder Gläubige der Priester; kein Glaubensbekenntniß, kein gottesdienstlicher Gebrauch hatten irgend noch Bedeutung; in dem himmlischen Reiche Jesu, dessen Ankunft nahe bevorstand, war jeder Unterschied des Standes und Berufs, der Confession ausgelöscht. Jeder folgte nur dem innern Drange seiner Entzückungen; Jeder ward durch unmittelbare Offenbarung zum Heiligen. Sie verwarfen folgerichtig alle Verfolgung Andersgläubiger, und wir finden zu unserm Erstaunen bei diesen Schwärmern neben dem größten Fanatismus die größte Toleranz. Nur in dem grimmigen Haß gegen die Papisten trafen sie mit den Presbyterianern zusammen. Natürlich waren sie eben so geschworene Feinde der Monarchie wie der Hierarchie; ihr letztes Ziel war, um in moderner Ausdrucksweise zu reden, die sociale Republik.

Wenn die Independenten zu ihrem Ziele gelangen sollten, so mußten zunächst die Häupter der Presbyterianer, die an der Spitze des Heeres und der Geschäfte standen, unschädlich gemacht werden, vor allen Graf Essex, der dem Parlament eigentlich erst ein Heer geschaffen hatte. Allein diesen Zweck zu erreichen war schwer. Die Independenten griffen zu einem auf die religiöse Stimmung des Volks schlaue berechneten Mittel. Sie stellten den Antrag, der in beiden Häusern durchging: daß ein feierlicher Fasttag (wie früher schon öfter geschehen) solle gehalten werden, an dem das Parlament den Herrn suchen und ihn um seinen gnädigen Beistand ansehn solle, damit sie aus den Verwirrungen und Spaltungen, in denen sie sich befänden, glücklich hinauskommen möchten.

An dem bestimmten Fasttage redeten die Prediger zu dem Volke: es sei nicht zu verwundern, daß in dem Rathe beider Häuser und unter den Heerführern solche Zwietracht herrsche; sei doch keine Einigkeit in ihren Herzen, sei doch bei ihnen eben so großer Stolz, Ehrgeiz und Selbstsucht zu finden, wie bei den Gegnern; während sie auf öffentliche Kosten und aus der Tasche des armen Volks eine allgemeine Verbesserung der Zustände herbeiführen zu wollen vorgäben, seien sie doch nur darauf bedacht, sich selber Ansehen und Reichthum zu erwerben; mit großer Bekümmerniß nähmen Stadt und Königreich wahr, wie alle obersten Officierstellen des Heeres und die einträglichsten Aemter des Königreichs in den Händen von Mitgliedern beider Häuser wären; diese würden reich, während das arme Volk unter dem Drucke unerschwinglicher Abgaben zu Grunde ginge, und es ließe sich nicht voraussetzen, daß solche Menschen, die durch die Fortsetzung des Krieges nur gewinnen könnten,

aufrichtig an Frieden denken würden. So möge denn Gott das Werk selbst in seine Hand nehmen, und wenn die Werkzeuge, deren er sich bisher bedient, dazu nicht ferner würdig wären, so möge er andere, passendere erwählen, damit die Leiden des Volks endlich ein Ende nähmen.

Am folgenden Tage erklärte der Ritter Heinrich Bane im Hause der Gemeinen: daß, wenn ihnen Gott jemals erschienen, so sei dies gestern gewesen, denn es könne nur als eine Eingebung des heiligen Geistes selbst angesehen werden, daß mit wunderbarer Uebereinstimmung in allen Kirchen der Stadt dieselben Klagen geführt worden wären, wie vor ihnen selbst; er beschwor sie, ihrer Pflichten gegen Gott und Vaterland eingedenk zu sein und, wenn es auf keine andere Weise geschehen könne, sich von den gerechten Vorwürfen der Prediger dadurch zu reinigen, daß sie alle Aemter und Würden niederlegten, die ihnen irgend Ansehen oder Vortheil bringen könnten; dadurch allein vermöchten sie ihre uneigennützigte Liebe zum Vaterlande zu erweisen. Er selbst müsse sich anklagen, daß er ein solches gewinnbringendes Amt bekleide, obgleich er es bereits vor Anfang des Bürgerkrieges angetreten habe; allein er zögere keinen Augenblick, es niederzulegen, damit der Gewinn desselben den Kosten, die der Krieg erfordere, zu Gute käme.

Darauf erhob sich Cromwel und schilderte in etwas verworrener Rede, — wie er sich denn nie durch lichtvolle Beredsamkeit auszeichnete — wie auch er von jener Stimme Gottes mächtig ergriffen worden sei. Und was das Heer beträfe, so habe Gott dasselbe so gesegnet, daß es in ihm Officiere genug gäbe, die höherer Stellen würdig wären, als sie jetzt bekleideten; und er bat die Gemeinen, sich nicht

durch die Vorstellung schrecken zu lassen, als würden sie, wenn die obersten Stellen unbesezt wären, keine Männer dafür finden; denn, außerdem daß es nicht gerathen wäre, so große Hoffnung auf einen Arm von Fleisch und Bein zu setzen, als hinge eine so heilige Sache, wie die ihrige, von irgend einem Menschen ab, so gäbe er ihnen die Versicherung, daß sie Officiere hätten, die in jedem Lande der Christenheit Generale werden könnten. Er halte es also für uncrlässlich, daß das Parlament von der Parteilichkeit für seine eigenen Mitglieder sich reinige; er wolle hiermit selbst seine Stelle als Oberster der Reiterei niederlegen und er stelle den Antrag: daß jedes bürgerliche oder militairische Amt irgend welcher Art, das sich in den Händen eines Mitgliedes beider Häuser befände, für ein ungesetzliches erklärt werde. Am Schluß verbreitete er sich über die Laster aller Art, die sich in das Heer eingeschlichen hätten und erklärte: so lange das Heer nicht unter strengere Zucht gestellt werde, ja eine gänzliche Umbildung erfahren habe, sei eine raschere Entscheidung des Krieges überhaupt nicht zu hoffen.

Sept erkannten auch die Kurzsichtigsten unter den Presbyterianern im Parlament, wo es hinaus wolle, und eine stürmische Debatte erhob sich über den Antrag. Die Gegner erwiesen das Unnütze, ja Gefährliche desselben. Man wolle denjenigen Männern ihre Würden nehmen, denen Parlament und Volk Alles zu verdanken habe; glaube man wirklich, so erfahrene, in Krieg und Frieden so erprobte Beamte ersetzen zu können? Es sei gefährlich, Andern die Macht in die Hände zu geben, als Solchen, deren persönliche Ehre und Vortheil mit der Ehre und dem Vortheil des Parlaments und Volks auf das engste verbunden wären.

Trotz aller dieser Einwendungen und großer Aufregung in der Stadt, wo die presbyterianische Partei immer noch die überwiegende war, ging der Antrag unter dem Namen der Selbstabdankungs-Verordnung (self-denying ordinance) im Hause der Gemeinen, und später auch im Hause der Lords durch. Darauf legten die Häupter der Presbyterianer ihre Aemter und Würden nieder. Der Graf Effer erhielt einen Jahresgehalt von 10,000 Pfund.

An seiner Stelle ward der Ritter Thomas Fairfax, ein ausgezeichnete Soldat, ehrenwerther Charakter, aber beschränkter Kopf, der sich ganz von Cromwel leiten ließ, zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt.

Cromwel, der, der Abdankungs-Verordnung gemäß, gleichfalls seine Stelle hätte niederlegen sollen, war absichtlich, gleich nachdem die Verordnung durchgegangen war und ehe der Graf Effer sein Amt niedergelegt hatte, mit einer Abtheilung Reiterei in den Westen entsendet worden, um abwesend zu sein, wenn die Verordnung zur Ausführung käme. Darauf sollte er zurückberufen und ein anderer Officier an seine Stelle gesetzt werden. Es wurde eine Musterung festgesetzt, bei welcher die neuen Officiere ernannt werden sollten. Der Oberbefehlshaber hielt die Musterung ab, bat aber gleich darauf das Parlament, es möge den Generallieutenant Cromwel noch einige Tage bei ihm lassen; denn ohne den Beistand desselben werde er nicht im Stande sein, ihre Befehle auszuführen. Als das Parlament diese durch die Umstände gerechtfertigt erscheinende Forderung bewilligt hatte, bat Fairfax in einem andern Schreiben auf das dringendste, man möge erlauben, daß Cromwel den ganzen Feldzug hindurch seine Stellung behalte.

So hatten die Independenten die Verordnung schlau umgangen und sich den Sieg gesichert. Denn der treuherzige Fairfax that nichts ohne Cromwel, in dem er, ohne es zu ahnen, das Haupt der Independenten zur Seite hatte, und der an nichts Geringeres dachte, als dem Parlament selbst Gesetze vorzuschreiben. Dieser gab dem Heer eine ganz neue Einrichtung, das neue Modell genannt, und besetzte die Officierstellen so viel möglich mit seinen Anhängern.

Wir sind zu einem der merkwürdigsten Männer aller Zeiten gekommen. Cromwel gehört zu denjenigen räthselhaften Charakteren der Geschichte, die der Bewunderung wie der Verdammniß gleich würdig erscheinen. Verschlagen und aufrichtig, fromm und heuchlerisch, leidenschaftlich und kalt berechnend, gerechtigkeitsliebend und gewalthätig, ausdauernd und beharrlich in der Verfolgung seiner tief angelegten Entwürfe, kühn und schnell in der Ausführung derselben, überraschte er seine Feinde, gewöhnte seine Anhänger zu blindem Vertrauen und hinterging sie beide. Vor dem Bürgerkriege, wo er noch Wenigen bekannt war, erkannte schon Hamden den hohen Geist seines Freundes. Von Gestalt war er unansehnlich, in seinem Aeußern nachlässig, und ein schlechter, in seinem Ausdruck verworrener, leicht von leidenschaftlicher Hefigkeit hingerissener Redner.

Er hatte, von einer angesehenen Familie abstammend, zu einer gelehrten Laufbahn bestimmt, in der er aber geringe Fortschritte machte, nach einer stürmischen Jugend sich plötzlich Halt geboten und mit aller Kraft eines leidenschaftlichen Gemüths und eines starken Charakters sich in die puritanischen Entzückungen geworfen. Ueber den Erscheinungen und Offenbarungen vernachlässigte er aber

seine irdischen Angelegenheiten und war so freigebig gegen die Gläubigen, fand sich auch in seinen untergeordneten Verhältnissen als Pächter eines kleinen Landguts so wenig an seinem Plage, daß er sich entschloß, mit Handen nach Amerika auszuwandern. Eine neuerdings darüber ergangene königliche Verordnung hielt sie zurück. Später wurde er Parlamentsmitglied, that sich aber wenig hervor. Er war eben nicht zum Redner, sondern zum Herrscher geboren.

Drei und vierzig Jahre war er alt, als der Bürgerkrieg begann. In kurzer Zeit war er, der nicht die geringste Vorbildung genossen hatte, der erste Officier des Heeres, ja der eigentliche Führer desselben. Er bildete aus den Söhnen wohlhabender Pächter und Grundbesitzer eine treffliche, freiwillige Reiterschaaar, der er den Geist der Berwegenheit, der Schwärmerei und zugleich der strengsten Zucht einzuschöpfen verstand. Dieses Regiment war bald der Kern und das Muster des ganzen Heeres. In ihm bildete er sich blinde Werkzeuge für seine Pläne. Die religiöse Schwärmerei war ihm ein treffliches Mittel. Er selbst sang und betete eifrig mit seinen Leuten und hielt ihnen lange Predigten.

Kein sonderbareres Schauspiel überhaupt, als diese Glaubensarmee. Die meisten Regimenter hatten keine Feldprediger; die Officiere, im Nothfalle jeder Soldat, übernahmen dieses Amt. Die Zeit, in der nichts Bedeutendes vorfiel, wurde mit Beten und Singen, gegenseitigem Predigen und Ermahnen zugebracht, und die Fülle der Rede, die ihnen zu ihrer eigenen, wie der Hörer Verwunderung, entströmte, galt ihnen für unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes. Wo sie im Quartier lagen, stiegen sie statt der Prediger auf die Kanzeln. Unter dem Gesang von Psalmen, der sich mit dem Klange der Kriegsmusik mischte, zogen sie in die

Schlacht. Jedem leuchtete, wenn er fiel, die Krone der Märtyrer als Siegespreis entgegen. So stürzten sie sich, wie einst die Schaaren Muhameds, wie die Kreuzfahrer, wie die Hussiten, freudig in den Tod. Kein Wunder, wenn sie Alles vor sich niederwarfen.

Und Cromwel war der David dieser neuen Kinder Israel.

Der König befand sich diese ganze Zeit hindurch in der traurigsten Lage. Nach der Schlacht bei Naseby, die wesentlich durch Cromwel entschieden ward, und nach dem Fall von Bristol, blieb dem König fast keine Hoffnung mehr, als auf die Zwietracht unter seinen Gegnern. Aber alle Unterhandlungen schlugen fehl. Gleich gequält von dem Uebermuth wie von der Treue seiner Anhänger, die, wenn er unterlag, einem nicht minder traurigen Schicksal entgegensehen, als er, blickte er trostlos nach einer Rettung umher.

In seiner äußersten Noth entschloß er sich, um nicht als Gefangener im Triumph nach London geführt zu werden, zu einem verzweifeltsten Schritte. Er verließ, als Bedienter verkleidet, heimlich Oxford, die treue Universitätsstadt, und begab sich in das schottische Lager, 7. Mai 1646.

Die Schotten, so erbittert sie über die kirchlichen Neuerungen des Königs waren, und so sehr sie neuerdings der Einfall des Grafen Montrose, der sich öffentlich für den König erklärt hatte, aufbringen mußte, waren doch keineswegs mit allen Schritten des Parlaments zufrieden und tadelten laut die Maßlosigkeit der Independenten, die noch dazu von ihrem theuern Covenant mit unverhohlener Geringschätzung sprachen. Darauf baute der König seine Hoffnung. Aber er rechnete nicht allein auf ihren Edelmuth.

Montreville, der französische Geschäftsträger, hatte ihm wiederholt versichert: die schottischen Generale und Bevollmächtigten, erbittert durch die Uebergriffe des Parlaments und voll Theilnahme für seine unglückliche Lage, seien bereit, ihn freundlich zu empfangen und ihm Schutz zu gewähren.

Aber der König las nur Ueberraschung und Erstaunen in den Gesichtern der ihn Empfangenden. Er fühlte bald, daß er nur ein Gefangener sei. Man behandelte ihn äußerlich mit der größten Ehrerbietung, aber man trennte ihn gänzlich von seinen Freunden und Anhängern. Man legte, im Einverständnis mit dem englischen Parlament, ihm Bedingungen vor, von denen man wußte, daß er nie darauf eingehen werde; und während man öffentlich behauptete, den König gegen alle Angriffe schützen zu wollen, unterhandelte man insgeheim über den Preis, zu welchem sie ihn ausliefern könnten. Endlich ward man Handels eins über 400,000 Pfd. St.

Der König saß eben beim Schachspiel, als er die Nachricht von seiner bevorstehenden Auslieferung erhielt. Er hatte so viel Gewalt über sich, daß keiner der Anwesenden den Eindruck wahrnahm, den das Schreiben auf ihn gemacht haben mußte.

Diese Auslieferung ihres Königs wird für die Schotten ein ewiger Schandfleck bleiben. Sie entschuldigeten sich zwar damit, daß der König eben so gut ihr persönlicher Feind gewesen, daß, wenn sie ihn nicht ausgeliefert hätten, ein neuer, furchtbarer, für sie jedenfalls verderblicher Krieg die Folge gewesen sein würde, und daß es die Genugthuung eines romantischen Edelmuths mit dem Ruin ihres Landes

zu theuer erkaufen hieße. Aber die Thatsache können sie nicht weglegnen, daß sie ihren König verhandelt haben.

Was ihnen am meisten zur Entschuldigung gereichen könnte, wäre dies: daß sie wohl nie geglaubt haben, man werde so weit gehen, dem Könige den Proceß zu machen, die Monarchie abzuschaffen und die Republik auszurufen. Wie denn der König selbst, lange vor seiner Gefangenschaft, im Gespräch zu Vertrauten die Ueberzeugung geäußert hatte, daß ihn seine Feinde wohl umbringen könnten, daß aber das Parlament dem Volke gegenüber es nie wagen werde, ihn anzuklagen und vor Gericht zu ziehen; und daß in England gar keine andere Regierungsform denkbar sei, als die monarchische.

Gefangenschaft, Proceß und Hinrichtung des Königs.

Der König wurde von dem englischen Parlament noch schärfer bewacht, als von den Schotten. Man nahm ihm seine alten Diener, ließ keinen seiner Freunde zu ihm, verweigerte selbst seinen Kindern den Zutritt; und als er sich weigerte, dem Gottesdienst nach presbyterianischem Ritus beizuwohnen, so versagte man ihm die Geistlichen von der Hochkirche, die er verlangt hatte.

Unterdessen ward der Zwiespalt zwischen dem Heere und dem Parlament, oder den Independents und den Presbyterianern, immer größer. Trotz der Selbstabdan-

Verordnung faßen die Führer der Independenten, Cromwel, Ireton und Harrison, im Parlament. Cromwel spielte seine Rolle meisterhaft; er täuschte nicht allein den ehrlichen Fairfar, sondern selbst diejenigen Mitglieder des Parlaments, die gleich ihm in der Kunst der Verstellung geübt waren.

Das Parlament, welchem der aufrührerische Geist des Heeres von Tag zu Tag bedenklicher erschien, dachte daran, den einen Theil desselben zu entlassen und den andern nach Irland zu schicken; allein die in Bezug darauf ergangenen Forderungen fanden bei dem Heere entschiedenen Widerstand. Dem Bürgerparlament gegenüber bildete sich ein Soldatenparlament, wie jenes aus einem Ober- und einem Unterhause bestehend; die Mitglieder des letzteren nannten sich Agitatoren; es bestand meist aus Unterofficieren. Dieses Parlament besprach alle Verordnungen seiner Collegen zu Westminster und setzte eine Beschwerdeschrift auf, worin es im Namen des Heeres erklärte, daß sie sich nicht eher trennen lassen würden, als bis man sie bezahlt und ihnen diejenige Gewissensfreiheit gewährt hätte, für die so viele ihrer Brüder ihr Blut vergossen hätten; sie glichen keineswegs einer Bande gemietheter Janitscharen, sie seien ein Theil des Volks, für dessen Freiheit sie die Waffen ergriffen hätten, und sie würden dieselben nicht eher niederlegen, als bis ihre Forderungen vollständig befriedigt wären, damit das Volk nun endlich der Ruhe genießen könnte. Sie beschwerten sich, daß das Parlament einige ihrer Officiere habe verhaften lassen, was gar nicht seines Amtes sei, da nur ein Kriegsgericht darüber habe entscheiden können; sie forderten dafür Genugthuung und augenblickliche Befreiung der Verhafteten.

Sie richteten eine Rechtfertigung ihrer Beschlüsse an den Oberbefehlshaber, worin sie sagten: es bestände ein Complot gegen sie von Leuten, die seit Kurzem die Süßigkeit der Souveränität gekostet hätten, und nun, nachdem sie sich aus dem Stande der Diener zu dem der Herren erhoben, damit aufgehört hätten, Tyrannen zu sein.

Fairfax mußte an das Parlament schreiben, es sei das Schlimmste zu fürchten, wenn man auf den Verordnungen über Entlassung oder Entsendung des Heeres bestände.

Das erschrockene Parlament nahm die Verordnungen zurück und zahlte dem Heer einen Theil des rückständigen Soldes.

Cromwel, die geheime Triebfeder aller dieser Bewegungen, aber beständig im Parlament anwesend, um jeden Verdacht zu vermeiden, zeigte sich entrüstet über die Unverschämtheit des Kriegsparlaments; auf seinen Betrieb wurden einige Officiere gefangen gesetzt und er erbot sich, selbst ins Lager zu eilen, um das Heer zur Vernunft zu bringen. Das Haus nahm dieses Anerbieten mit Vertrauen auf. Cromwel beklagte sich bei seiner Rückkehr, anscheinend mit tiefer Betrübniß, daß er durch die Kunstgriffe seiner Feinde und aller derer, welche die Nation noch einmal in die Schrecken des Bürgerkriegs stürzen wollten, bei den Soldaten plötzlich so verhaßt geworden sei, daß sie ihn getödtet haben würden, wenn er nicht durch schleunige Flucht ihren Anschlägen sich entzogen hätte. Der vollendete Heuchler weinte bitterlich über die neuen Gefahren, die dem Vaterlande bevorstünden, und schien in der Vorempfindung derselben ganz zerknirscht zu sein. Allein die besser Unterichteten wußten bereits, daß die Officiere wie die Agita-

toren eben nur seine Creaturen waren und daß nichts ohne sein Vorwissen geschehe. Man beschloß daher, ihn in nächster Sitzung zu verhaften und in den Tower zu setzen. Ohne Cromwel war dann Fairfar nur der gehorsame Diener des Parlaments. Aber Cromwel erhielt Kunde von dem geheimen Anschlag, und begab sich zum Heere. Von da meldete er dem Parlament: da er erfahren, daß das Heer von dem gegen ihn gezeigten Mißtrauen zurückgekommen, so sei er hinausgeeilt, um an Ort und Stelle die Quelle zu untersuchen, aus der die übeln Nachreden gegen ihn geflossen.

Zugleich that er einen Meisterstreich, der allein schon das Parlament in seine Hand gab.

Der Cornet Joyce, einer der Agitatoren, früher Schneider, erschien mit einem Reitertrupp von 50 Mann zu Holmby, wo der König gefangen saß, und ohne von der Wache aufgehalten zu werden, klopfte er — es war gegen Tagesanbruch — an die Thür des Königs, mit der dringenden Aufforderung um augenblicklichen Einlaß. Der König, halbentkleidet aus dem Bett auffpringend, öffnete selbst. Joyce mit handfesten Begleitern trat ein, den Hut unterm Arm, die Pistole in der Hand. Er sagte zum König: er müsse sogleich mit ihm kommen. Wohin? fragte der König. „Zum Heere.“ Wo denn das Heer sei? Er solle dahin geführt werden, wo es lagere, war die Antwort. Als der König nun weiter fragte, auf wessen Befehl er gekommen sei, so zeigte Joyce lakonisch auf seine Pistole und bat den König, sich zu beeilen. Unterdessen waren die Commissarien des Parlaments eingetreten. Ueberrascht und erstaunt fragten sie gleichfalls nach dem Befehl; es ward ihnen aber dieselbe lakonische Antwort zu Theil. Trotz ihres lebhaften

Protestes führte darauf Joyce den König hinweg, im Juni 1647.

Er wurde vom Heere mit großer Ehrerbietung empfangen. Der erstaunte Fairfax — denn Joyce behauptete standhaft, die verwegene That aus eigener Eingebung unternommen zu haben — meldete sogleich dem Parlament das unerwartete Ereigniß, welches ganz ohne sein oder irgend eines seiner Officiere Vorwissen geschehen sei; er werde die Person des Königs vor jeder Gefahr zu schützen wissen.

So hatten sich die Verhältnisse umgekehrt. Jetzt war das Parlament eben so hilflos, wie vorher der König. Einer furchtbaren Armee, einem entschlossenen Führer, wie Cromwel, gegenüber, konnte es sich nicht mehr auf die Liebe des Volkes stützen, die es durch unzählige Gewaltthaten längst verloren hatte. Das Volk erkannte nur zu bald, daß der größte Theil der Heiligen eben nur Heuchler waren, die unter der Maske der Religion und der Gerechtigkeit allen Gelüsten der Rache und der Selbstsucht fröhnten; am meisten erbitterten die niedergesetzten außerordentlichen Commissionen, die mit einer Tyrannei und Habsucht verfahren, welche die der hohen Commission und der Sternkammer noch übertraf. Auch hatte das Parlament zuerst alle gesetzlichen Formen verletzt; wenn das Heer sich jetzt gegen dasselbe erhob, so verfolgte es keinen andern Weg, als den ihm das Parlament selbst vorangegangen war. So erwachte in einem großen Theil des Volks die alte Liebe zu ihrem jetzt so gemißhandelten Könige wieder.

Seit dieser in der Gewalt des Heeres war, konnte Cromwel, je nach Umständen, das Parlament gegen den König, oder diesen gegen jenes gebrauchen. Karl ward mit außerordentlicher Rücksicht behandelt. Seine Freunde, seine

Kinder durften ihn wieder besuchen. Man gewährte ihm die verlangten Geistlichen von der Hochkirche. Er faßte neue Hoffnungen.

Unterdessen rückte das Heer näher an die Stadt, einige Unruhen, die das Parlament in Gefahr gebracht haben sollten, zum Vorwand nehmend. Hier kamen ihnen die Sprecher beider Häuser in Begleitung von acht Pairs und sechzig Gemeinen entgegen. Sie sagten: das Parlament, inmitten einer aufrührerischen Menge, könne nicht mehr frei berathen; sie seien hieher gekommen, weil sie sich in der Stadt nicht mehr sicher fühlten. Doch mochten die Herren, die keineswegs alle zu den Independenten gehörten, wohl nur gekommen sein, weil sie sahen, daß die letzte Stunde des Parlaments bald schlagen müsse. Das Heer empfing sie mit Jubelgeschrei und rückte nach kurzem Zögern und ohne Widerstand zu finden, in die Stadt. Es hielt die strengste Mannszucht. Die beiden Sprecher nebst den andern entwichenen Mitgliedern wurden feierlich in Westminster wieder eingeführt. Eilf Mitglieder des Hauses der Gemeinen, sämmtlich Häupter der Presbyterianer, wurden des Hochverraths angeklagt und entkamen meist über Meer. Alle Verordnungen des Parlaments vom Tage des Tumults an bis zur Wiedereinführung der Sprecher wurden für ungültig erklärt; in die Nähe der Stadt wurden einige Regimenter gelegt. Dann feierte man ein öffentliches Dankfest für die wiedergewonnene Freiheit des Parlaments.

So war nun thatsächlich die Macht bei dem Heere, und Cromwel sah seine kühnsten Hoffnungen der Erfüllung nahe. Ein unkluger Schritt des Königs, und dieser war verloren.

Als das Parlament von dem Heere gänzlich abhängig

gemacht worden war, wurde der König nicht mehr mit der früheren Rücksicht behandelt, und er begriff nun, daß er eben nur Cromwells Plänen zum Werkzeug dienen sollte. Zugleich erhielt er fast täglich anonyme Briefe, in denen er gewarnt und gebeten wurde, sich der Wuth der Soldaten zu entziehen. Der König, der allerdings immer gefürchtet hatte, daß man ihn einmal heimlich aus dem Wege räumen könne, entschloß sich, man weiß nicht, ob auf eigenen oder unkluger Freunde Antrieb, oder auf Cromwells schlaue Veranlassung, zur Flucht, ohne, wie es scheint, ein bestimmtes Ziel gehabt zu haben. Er entkam glücklich und begab sich endlich auf die Insel Wight, aber nur, um den einen Ort seiner Gefangenschaft mit dem andern zu vertauschen.

Durch diese Entweichung war Cromwel jedes Vorwandes überhoben, seine ferneren Maßregeln zu beschönigen.

Er berief die vornehmsten Officiere zu einer Berathung, und, nachdem man vorher andächtig den Beistand des Herrn angefleht hatte, kam es zu dem Beschluß: den König wegen seiner Tyrannei und vielfacher Vergehungen des Hochverraths anzuklagen. Das Parlament, ohne dessen Mitwirkung dieser Plan nicht durchzuführen war, mußte, als der König sich endlich bereit erklärt hatte, seiner Gewalt über die Miliz zu entsagen, mit weiteren Vorschlägen, als unerläßlichen Vorbedingungen eines möglichen Vertrages, antworten: Der König solle alle militärische Gewalt, nebst einer Vollmacht, so viel Geld zu erheben, als zur Ausübung derselben nothwendig sei, dem Parlament auf zwanzig Jahre abtreten. Er solle alle gegen das Parlament erlassenen Verfügungen und Proclamationen widerrufen und erklären, daß es in gerechter Nothwehr die Waffen ergriffen habe. Es solle dem Parlamente

zustehen, seine Versammlungen zu halten, wo es ihm angemessen erscheine. Der König verwarf die Vorschläge. Auf Cromwells Antrag beschloß nun das Parlament: sich mit dem Könige in gar keine Verhandlungen mehr einzulassen und Jeden, der dies ohne die Erlaubniß beider Häuser thun würde, für einen Verräther zu erklären. Durch diesen Beschluß war der König seines Thrones so gut wie entsetzt. Man behandelte ihn von Neuem mit großer Strenge.

Während den von Allen Verlassenen — denn auch seine alten Diener nahm man ihm — nur seine Frömmigkeit aufrecht hielt, schien ihm jedoch von einer Seite Hülfe zu kommen, wo sie nicht mehr zu erwarten war.

Die Schotten, nicht allein erbittert über die Geringschätzung der Independents für ihren Covenant, sondern nun auch neuerdings in Erstaunen gesetzt über die Gewaltthätigkeiten des Heeres wie des Parlaments gegen den König, ja gegen die Monarchie, vereinigten sich mit dem Rest der Königlichen und stelen in England ein. Dieser Einfall befreite das Parlament von der lästigen Aufsicht des Heeres, und es begann, mit größerer Entschlossenheit zu handeln. Die eils angeklagten Mitglieder wurden zurückgerufen; die Bill über die Nichtadressen ward aufgehoben, und man schickte Bevollmächtigte an den König, um über den Frieden zu unterhandeln. Diese fanden den König sehr verändert; sein Haar war seit einem Jahre grau geworden; sein Aeußeres erschien sehr vernachlässigt. Aber in den Verhandlungen selbst zeigte er eine Verstandesschärfe, Einsicht, Geistesgegenwart und Redegewandtheit, welche die Abgeordneten in Erstaunen setzten.

„Der König hat sich seit einiger Zeit ungemein verbessert“, sagte der Graf von Salisbury zu dem Ritter Barwic. „Rein, erwiederte dieser, er war immer so; aber jetzt seht Ihr es erst.“

Der König ging fast auf alle Vorschläge ein. Er sowohl, wie das Parlament, begriffen, daß nur in der Ausöhnung ihre gegenseitige Rettung liege. Nur eine Aechterklärung gegen seine treuesten Anhänger verwarf er mit Entschiedenheit. Er willigte in eine Reform des Kirchenwesens nach presbyterianischen Grundsätzen, in eine bedingte Abschaffung der bischöflichen Gewalt; nur in seiner Kapelle wollte er den Gottesdienst nach dem Ritus der Hochkirche beibehalten. Da das Parlament dies verweigerte, so zogen sich die Unterhandlungen fruchtlos in die Länge. Auch in diesem letzten, entscheidenden Moment vereitelte der Religionseifer, was die politische Klugheit als das einzig Rettende gebot.

Unterdessen hatte Cromwel mit wenigen kräftigen Schlägen seine Gegner, die ohne alle Uebereinstimmung handelten, zerschmettert. Er zog in Edinburg ein, verfuhr mit großer Mäßigung und eilte, nach völliger Beruhigung Schottlands, nach England zurück. Auf seinen Betrieb sendete das Heer sogleich eine Adresse an das Parlament, worin es sich über die Unterhandlungen mit dem Könige beklagte, die Bestrafung desselben für alles im Bürgerkriege vergossene Blut und schließlich die Auflösung des gegenwärtigen Parlaments verlangte.

Der König kam von Neuem in die Gewalt des Heeres.

Obgleich das Parlament sich mit großer Entschlossenheit benahm und dem Heere muthig entgentrat, so ließ sich dieses durch ohnmächtige Proteste nicht irre machen. Fair-

far — denn Alles geschah in des gar zu Treuherzigen Namen — umstellte das Haus; aber dennoch wagte dasselbe, mit einer Mehrheit von 129 Stimmen gegen 83, zu beschließen: daß auf eine Verständigung mit dem Könige unmittelbar der Friede folgen müsse. Da ließ Oberst Pride, der mit zwei Regimentern das Haus umstellt hielt, 40 Mitglieder, der presbyterianischen Partei angehörig, verhaften; außerdem wurden noch 160 Mitglieder ausgeschlossen. Zurück blieben nur die entschiedenen Independenten, 50 — 60 an der Zahl. Diese Gewaltthat nannte das Volk, dem Parlament wie dem Heere feindlich, die Reinigung des Obersten Pride.

Von nun an fand Cromwel kein Hinderniß mehr. Schrecken und Entsetzen hielt die Finen, blinde Hingebung die Andern gefesselt. Der zurückgebliebene Theil des Parlaments setzte eine Schrift auf, worin sie erklärten, daß es nun an der Zeit sei, eine bestimmte Regierungsform zu gründen; so vieles Blut würde unnütz vergossen sein, wenn man nicht allen freiheitsfeindlichen Anschlägen einen Damm entgegensetze. Man müsse alle Verräther bestrafen und zunächst denjenigen, der die Ursache dieses Unheils sei.

Darauf ward eine Commission ernannt, um eine Anklage gegen den König auf Hochverrath aufzusetzen. Dem Bericht dieser Commission zufolge ging eine Bill im Hause der Gemeinen durch, daß ein oberster Gerichtshof ernannt werden solle, um den König zur Verantwortung zu ziehen.

Das Haus der Lords, so gering sein Ansehen war und die Zahl seiner wirklich in den Sitzungen erscheinenden Mitglieder, — es waren deren an dem Tage 16 beisam-

men — verwarf die Bill und vertagte sich auf eine Woche, um so vielleicht die Verfolgung der Anklage zu hindern.

Allein die Gemeinen ließen sich nicht aufhalten. Sie erklärten: dem Grundsatz zufolge, daß das Volk die einzig rechtmäßige Quelle aller Gewalt sei, seien ihre, der eigentlichen Vertreter des Volks, Beschlüsse auch ohne des Oberhauses oder des Königs Bestätigung gültig. Cromwel sagte, die Nothwendigkeit der Anklage motivirend, im Hause der Gemeinen: „Wenn Jemand von freien Stücken den Vorschlag gemacht hätte, den König zur Verantwortung zu ziehen, so würde ich ihn für den größten Verräther angesehen haben. Weil aber die politische Vorsicht und die Nothwendigkeit uns so weit gebracht haben, so will ich zu Gott beten, daß er Euer Vorhaben segne, obgleich ich nicht vorbereitet bin, über eine so wichtige Angelegenheit Rath zu ertheilen. Ich selbst, als ich neulich für die Wiedereinsetzung Sr. Majestät eine Fürbitte einlegte, fühlte, daß die Zunge mir am Gaumen klebte, und sah diesen wunderbaren Zufall für eine Antwort des Himmels auf meine Bitten an.“

Der Oberst Harrison, der wüthendste Fanatiker im Heere, ward abgesendet, den König nach London zu bringen. Dieser konnte sich immer noch nicht überzeugen, daß man es wirklich wagen werde, ihm den Proceß zu machen. Aber alle Anstalten wurden dazu getroffen.

Es wurde ein Gerichtshof aus 133 Mitgliedern, von denen aber nie mehr als 70 zusammen kamen, gebildet. Er bestand aus den obersten Officieren des Heeres, Cromwel, Ireton, Harrison, die beiden Seiden des neuen Muhamed, an der Spitze, aus Rathsherren und Bürgern der Stadt London und einigen Mitgliedern des Hauses der

Gemeinen; der Präsident war Bradshaw, ein talentvoller, aber bis dahin wenig bekannter Rechtsanwält. Das Gericht saß in Westminster.

Die Verhandlungen des Processes begannen mit großer Feierlichkeit, wurden aber gleich zu Anfang durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen.

Als der Ausrufer die Liste der Richter verlas, rief eine Stimme bei dem Namen Fairfax:

„Er hat zu viel Geist, um hier zu sein.“

Bei dem Verlesen der Anklage unterbrach bei der Stelle: „im Namen des englischen Volks“ dieselbe Stimme den Lesenden mit den Worten:

„Nicht des zehnten Theils desselben!“

Eine außerordentliche Aufregung entstand, und ein Officier befahl, auf die Loge, aus der die verwegenen Worte kamen, Feuer zu geben. Da entdeckte man, daß sie von Lady Fairfax gekommen waren, die, eine geistreiche und entschlossene Frau, ihren Gemahl zum Widerstand gegen den König aufgemuntert hatte, jetzt aber von Schmerz und Abscheu über einen solchen Ausgang erfüllt war.

Der Proceß begann am 30. Januar 1649. Der König trat in den Gerichtssaal mit ruhiger Haltung, ohne zu grüßen. Auch die Richter blieben sitzen, mit bedecktem Haupte. Die Anklage zählte alle Verbrechen auf, deren der König als Tyrann, Verräther und Mörder im Namen des englischen Volks angeklagt sei, dann wurde er ersucht, die Anklage Punkt für Punkt zu beantworten.

Zunächst verwies ihm der Präsident den Mangel an Achtung, den er dieser hohen Versammlung gezeigt habe, und forderte ihn dann zur Verantwortung auf.

Der König zeigte große Standhaftigkeit und Geistes-

gegenwart. Er verwarf von vornherein das Gericht als ungesetzlich: „er sei ihr geborener Erbkönig, sie seine Unterthanen. Selbst das Parlament habe kein Recht, über ihn zu richten, und er sehe hier vor sich nicht einmal den Schatten eines Oberhauses. Nicht ihnen, Gott allein sei er verantwortlich für seine Handlungen, obgleich er sich deren vor keinem Menschen zu schämen habe. Er wolle die Rechte und Freiheiten des Volks, die man ihm anvertraut, nicht dadurch verrathen, daß er eine Macht anerkenne, die sich nur auf die unerhörteste Gewaltthat gründe. Da er die Waffen ergriffen habe, um die Grundgesetze des Landes zu schützen, so wolle er auch in dieser letzten Stunde diese kostbaren Rechte mit seinem Blute bestiegeln.“

Er sei bereit, vor der ganzen Welt, ja selbst vor ihnen, die sich seine Richter nannten, wenn er auf eine andere Weise dazu aufgefordert werde, die Rechtmäßigkeit seiner Handlungen darzuthun. Allein vor ihnen könne und werde er seine Vertheidigung nicht führen, denn ihr Rechtsanspruch sei der der Straßen- und Seeräuber; er wolle nicht als ein Verräther der Verfassung gebrandmarkt sein, welche besage: daß der König kein Unrecht thun könne, sondern er wolle für sie den Ruhm eines Märtyrers in Anspruch nehmen.“

Der Präsident ermahnte ihn, sich über seine Stellung nicht selbst zu täuschen. Das Parlament halte sich für vollkommen berechtigt; er möge also die Sache sich wohl überlegen, und das zweitemal genügenderen Antworten geben. Im entgegengesetzten Fall mache er ihn darauf aufmerksam, wie der Ausspruch des Gesetzes gegen die Widerspänstigen und jede Vertheidigung Abweisenden laute.

Darauf ward der König nach dem Palast St. James zurückgeführt.

Viermal stand er vor dem Gerichtshof, jedesmal die Berechtigung desselben ablehnend, mit immer gleicher Ruhe und Klarheit seine Antworten gebend. Mit Seelenstärke ertrug er Beleidigungen, ja Mißhandlungen. Man erzählt, als ihm ein Stöckchen, das er in der Hand hielt, auf den Boden gefallen, habe er einen Augenblick gewartet, daß Jemand sich darnach bücken werde; seiner Lage jedoch sich schnell erinnernd, mit Lächeln selbst es aufgehoben. Als Soldaten laut um Gerechtigkeit schriehen, sagte er: „Arme Seelen, für wenig Geld würden sie dasselbe ihren Befehlshabern thun!“ Ein anderer Soldat, der sich von Mitgefühl ergriffen fühlte, bat den Himmel um einen Trost für die gefallene Majestät. Ein Officier schlug ihn darnieder. „Mich dünkt, sagte der König, die Strafe ist zu hart für die Beleidigung.“ Als einige Wüthende ihm sogar ins Gesicht spieen, ertrug er es mit ruhiger Hoheit.

Das Volk, von Schrecken und Entsetzen betäubt, sah schweigend zu.

Man gab dem König, nach Ausspruch des Todesurtheils, bis zu seiner Hinrichtung drei Tage Frist. Er wendete sie zu frommen Betrachtungen an und genoß noch einmal den Anblick seiner in England zurückgebliebenen Kinder. Er schlief in diesen Nächten, unter dem Getöse der Zimmerleute, die unter seinen Fenstern das Blutgerüst aufrichteten, eben so fest, wie sonst. Am Morgen seines Todestages stand er zeitig auf und ließ sich von seinem Kammerdiener sorgfältig ankleiden, um, wie er sagte, zu einem so feierlichen Tage nicht ungeschmückt zu sein.

Der Bischof von London, Tuxon, begleitete ihn auf dem Todeswege.

Auf dem Blutgerüst angekommen, hielt er noch eine kurze Ansprache an das Volk, worin er seine Unschuld be-
theuerte. Er verzieh allen seinen Feinden, selbst seinen Richtern, aber er ermahnte sie und das ganze Volk, Frieden zu machen und ihrem gesetzlichen Könige, seinem Sohn und Nachfolger, zu gehorchen. Ein verlarvter Henker schlug ihm das Haupt ab, ein anderer hob das bluttriefende in die Höhe und rief laut: das ist der Kopf eines Ver-
räthers!

Erschütternd war die Wirkung auf die Zuschauer. Ein tiefes Schluchzen erhob sich von allen Seiten, einige schwangere Frauen gebaren zu früh, andere geriethen in Zuckungen, sanken ohnmächtig nieder, ja einige sollen vor Entsetzen auf der Stelle gestorben sein. Man beweinte den König, den man früher verwünscht hatte, jetzt nicht allein heimlich im Kreise der Familie, Prediger auf den Kanzeln vergossen Thränen um ihn. Und wie das Volk bei seinem Leben sich von ihm abgewendet, so ehrte es jetzt das Andenken des Gestorbenen und wandte seine Hoffnung dem Sohne zu.

Karl war 49 Jahre alt, da er starb, und von so kräftiger Leibesbeschaffenheit, daß er nach dem Urtheil der Aerzte, die ihn öffneten, wahrscheinlich ein hohes Alter erreicht haben würde. Er besaß eine edle Gestalt, ein schönes Antlitz, dessen Züge aber zu düster erschienen, und einen männlichen Anstand, wie er denn auch in allen körperlichen Uebungen Meister war. Im Bürgerkriege zeigte er persönliche Tapferkeit, Geistesgegenwart und Entschlossenheit, war aber mehr muthig als unternehmend. So war es einer seiner Hauptgebrechen und das zunächst an seinem Unglück

schuld war, daß er, bei einem gesunden Verstande und nicht gewöhnlichen Einsichten sich oft im entscheidenden Augenblick von Andern leiten ließ. Sein sittlicher Charakter erscheint, auch nach dem Urtheil seiner Gegner, fleckenlos. Er war ein zärtlicher und treuer Gemahl, ein liebevoller Vater, ein aufrichtiger Freund und von ungeheuchelter Gottesfurcht. Sein politischer Charakter ist von Falschheit und Wortbrüchigkeit nicht frei zu sprechen. In den Grundsätzen von unumschränkter Machtvollkommenheit und göttlichem Herrenrecht erzogen und bis zu seinem Tode darin beharrend, lernte er nie die alt verbrieften Volksfreiheiten gehörig würdigen und achten, weshalb auch seine Gegner mit vollem Recht an der Aufrichtigkeit seiner Zugeständnisse zweifeln konnten. Er erkannte nie die zu seiner Zeit gänzlich veränderte Stellung der Krone zu Parlament und Volk. Vermöge der geringen Zuversicht zu sich selbst war er für halbe Maßregeln, wo nur Entschiedenheit retten konnte. Seine Güte ging oft in tadelnswerthe Nachsicht, seine Festigkeit in verderbliche Halsstarrigkeit über, und wiederum handelte er übereilt und unbesonnen gerade dann, wenn die ruhigste Ueberlegung gefordert schien. So ist er nicht allein dem religiösen und politischen Fanatismus seiner Zeit, der Heuchelei und Herrschsucht schlauer Volks- und Heerführer erlegen: er fiel eben so ein Opfer eigener Verblendung. Die Völker sind gleich unbarbarisch gegen den, der mit entschlossener Absicht die Freiheit angreift, wie gegen den, der auf halbem Wege zu ihr stehen bleibt, oder sie öffentlich anerkennt, während er sie heimlich verläugnet. Vielleicht aber wird es kaum jemals einem Fürsten möglich sein, den Zauberkreis, den Erziehung, Umgebung und daraus hervor gehende Auffassungs- und Anschauungsweise um ihn gezogen

haben, mit klarem Auge und fester Hand zu durchbrechen, damit er die Dinge sehen könne, wie sie sind. Dies erscheint noch schwieriger, wo ein Fürst von der Höhe fast unumschränkter Machtvollkommenheit herabsteigen soll zu der zwar niedrigeren, aber jedenfalls gesicherteren, durch eine Verfassung befestigten Stellung eines wahrhaft constitutionellen Regenten. Am schwierigsten erscheint dieses Herabsteigen, wenn es in demjenigen Alter geschehen soll, wo, nach dem natürlichen Entwicklungsgange des leiblichen wie des geistigen Lebens, der Mensch nicht mehr als ein Werden der, sondern als ein Fertiger zu betrachten ist.

Nach dem Tode des Königs ward England zu einer Republik erklärt. Das Haus der Lords, als unnütz und gefährlich, ward abgeschafft. Ein neues Großes Siegel ward angefertigt mit der Inschrift: Im ersten Jahre der durch Gottes Gnade wiederhergestellten Freiheit, 1648. Jeder ward zum Hochverräther erklärt, der den Karl Stuart, sonst Prinz von Wales genannt, als König anerkennen würde. Die in England zurückgebliebene Tochter des Königs wollte das Parlament bei einem Knopfmacher in die Lehre thun; sie starb jedoch bald. Eben so sollte der zurückgebliebene Sohn ein Handwerk lernen; Cromwel sendete ihn jedoch später über Meer.

Aufhebung des Langen Parlaments.

Die Republik war von kurzer Dauer, denn sie war das Erzeugniß einer fanatischen Partei, nicht ein durch Eigenthümlichkeit des Volkscharakters und des Landes bedingtes nothwendiges Ergebnis, sie war erzwungen durch Waffengewalt. Die Independenten selbst, welche den Kern des 50,000 Mann starken Heeres ausmachten, spalteten sich wieder in Parteien. Die Leveller gingen am weitesten. Sie wollten nicht blos Abschaffung der Monarchie, des Adels und aller Ständeunterschiede, Gleichheit des Eigenthums und des Vermögens; Prediger selbst nannten die Bibel armselige Anfangsgründe, Milch für Kinder, denn Christus sei in seiner Herrlichkeit nun selbst unter ihnen. Eben so sei es einem Christen nicht ferner geziemend, Zinsen und Abgaben zu bezahlen. Die Antinomianer behaupteten, daß für den Erwählten es keines Sittengesetzes ferner bedürfe, sondern daß er, vermöge innerlicher Erleuchtung, über diese elenden Anfangsgründe der Gerechtigkeit weit hinaus sei. Mit diesen Grundsätzen, die Cromwel anfangs geüffentlich genährt hatte, konnte aber weder Zucht im Heere, noch Ordnung im Lande bestehen.

Der Adel, die Geistlichkeit und der größte Theil des Volkes wandten sich mit Abscheu von Grundsätzen hinweg, die aller Sittlichkeit Hohn sprachen. Die Presbyterianer schwiegen, aber sie waren deshalb nicht vernichtet; Alles wendete sich dem unglücklichen Königshause mit neuer Inbrunst zu.

Aber Cromwel vereitelte alle ihre Hoffnungen. Zunächst bändigte er, durch Hinrichtung der Führer, die Leveller. Dann unterwarf er mit starker Hand das aufwührerische Irland. Und nun wendete er sich mit aller Macht gegen die Schotten, die nach des Königs Tode dessen Sohn, Karl, Prinzen von Wales, zu ihrem König ausgerufen hatten, ihm aber kaum einen Schatten von Gewalt ließen, sondern diese ganz in die Hände des presbyterianischen Adels und der Geistlichkeit legten. Aber es ward trotzdem unter ihnen keine Einigkeit. So hatte Cromwel leichtes Spiel. Er war nun auch Oberbefehlshaber. Denn Fairfax, der gewissenhafte Presbyterianer, der die Gewaltthätigkeiten gegen das Parlament und die Hinrichtung des Königs nicht verhindert hatte, konnte sich jetzt nicht entschließen, gegen seine Glaubensbrüder in Schottland zu sechten. Selbst Cromwels heuchlerische Thränen vermochten nicht, ihn von dem Entschlusse abzubringen.

In der Schlacht bei Worcester, 1651, wurden die Schotten gänzlich geschlagen, und Karl, in seinem Königreich nicht mehr sicher, entkam, nach einer romanhaft abenteuerlichen Flucht, über Meer.

Cromwel, der die Beruhigung Schottlands dem später so berühmt gewordenen General Monk überließ, kehrte nach England zurück. Zufolge der 1652 vom Parlament angenommenen Schifffahrtsacte: daß kein fremdes Schiff andere Waaren und Erzeugnisse, als die seines Landes, nach England einführen dürfe, entbrannte Krieg mit Holland, gegen welches die Schifffahrtsacte zunächst gerichtet war. Dieser Krieg schloß mit einem Frieden, der zwar für beide Theile nichts entschied,

aber der englischen Seemacht von Neuem einen gefürchteten Namen, und den Helden Blake auf englischer, Tromp und Ruyter auf holländischer Seite, unsterblichen Ruhm erwarb.

Der letzte Kampf stand Cromwel mit dem Parlament bevor. Dieses war keineswegs geneigt, sich der Macht und dem Ehrgeiz eines Einzigen zu unterwerfen. Es betrachtete sich immer noch als die allein rechtmäßige, nur durch die Verfassung beschränkte Regierungsgewalt der Republik. Allein es war ohnmächtig, wie zuvor.

Cromwel berief eine Rathversammlung der Officiere, von denen die meisten ihm blind ergeben waren. Diese setzten eine Adresse an das Parlament auf, worin zuerst Klage geführt wurde über die großen Rückstände, die das Heer noch zu fordern hätte. Sodann erinnerte man das Parlament, daß es nun, nachdem es so lange gefessen, Zeit sei, einmal Andern Platz zu machen. Habe auch das gegenwärtige Parlament um das Vaterland sich hoch verdient gemacht, so sei es doch eine Beleidigung der ganzen Nation, wenn von der Theilnahme an den Staatsgeschäften die übrigen Bürger so lange ausgeschlossen sein sollten.

Das Parlament verwies dem Rath der Officiere diese Vorstellung als verfassungswidrig.

Cromwel berief eine neue Versammlung der Officiere, um über die fernere Einrichtung des Staats zu berathen. Als Harrison versicherte, Cromwel wolle nur dem Reiche Jesu und seiner Heiligen den Weg bereiten, antwortete einer der Officiere: „Da möchte der Herr Jesus bald kommen; denn wenn er nur bis Weihnachten wartet (es war im April), so dürfte er seine Stelle bereits besetzt finden.“ Während dieser Be-

rathung erhielt Cromwel die Nachricht, das Haus sei keineswegs gesonnen, auseinander zu gehen; es habe im Gegentheil so eben beschlossen, sich durch neue Wahlen zu ergänzen. Wüthend eilte Cromwel, von 300 Soldaten begleitet, die er im Hause vertheilte, in den Sitzungsaal. Eingetreten, sagte er zu einem seiner Freunde: er wolle jetzt etwas thun, was ihn tief betrübe; er habe den Herrn inbrünstig und mit Thränen angefleht, er möge den Kelch von ihm nehmen, aber für die Ehre Gottes und für das Beste des Volks müsse es geschehen. Hierauf setzte er sich nieder und hörte den Verhandlungen über die Ergänzungsbill ruhig zu. Er winkte dem Oberst Harrison; dieser bat ihn jedoch, sich diese hochwichtige Sache noch einmal reiflich zu überlegen. „Sie haben Recht“, erwiederte Cromwel, und blieb noch eine Viertelstunde sitzen. Während der Abstimmung sagte er zu Harrison: „Jetzt ist es Zeit, ich muß es thun,“ sprang plötzlich auf und überschüttete das Parlament mit den heftigsten Vorwürfen über seine Tyrannei, seinen Ehrgeiz, seine Unterdrückung und Plünderung der Nation. Dann stampfte er mit dem Fuße, auf welches Zeichen die Soldaten hereinkamen. „Schämt Euch, sagte er zu dem Hause, und macht Euch fort! Macht ehrlichern Leuten Platz, solchen, die ihr Amt treuer verwalten werden. Ihr seid kein Parlament mehr; ich sag’ Euch, Ihr seid kein Parlament mehr. Der Herr hat nichts mehr mit Euch zu thun; er hat andere Werkzeuge erwählt!“ Als der Ritter Heinrich Vane gegen dieses Verfahren protestirte, sagte er: „O, Sir Heinrich Vane, Sir Heinrich Vane, der Himmel behüte mich vor Sir Heinrich Vane!“ Zu dem Einen sagte er, indem er ihn am Rock ergriff: „Du bist ein Hurer!“ zu einem Andern: „Du bist ein Ehebrecher“,

zu einem Dritten: „Du bist ein Schwelger und Weinsäufer“, zu einem Vierten: „Du bist ein Erpresser.“ Er befahl einem Soldaten, den Stab vom Tische wegzunehmen. *) „Was soll das Spielzeug? sagte er; nimm es weg!“ Er wandte sich zum Hause: „Ihr seid es, die mich dazu gezwungen habt! Ich habe den Herrn angefleht Tag und Nacht, daß er mich lieber tödten, als zu diesem Werke gebrauchen möge!“

Während die Soldaten die Mitglieder hinaus trieben, folgte er langsam selbst und ließ die Thüren schließen.

Schluss.

Ein solches Ende nahm das Lange Parlament, nachdem es vierzehn Jahre geseffen hatte und alle Stufen der Macht hinauf und hinab gegangen war. So lange es wahrhaft für die Freiheit kämpfte, war es Eins mit dem Volke. Als es aber, theils durch religiösen Fanatismus, theils durch Widerstand der Krone, das Maß verlor, dem König alle Macht nahm, vollziehende und gesetzgebende Gewalt in sich vereinigte, da ward es die Beute derer, die auf den Trümmern der Monarchie die Republik oder vielmehr ihre eigene Herrschaft aufrichten wollten. Und die größte Gefahr für solche lange Versammlungen, daß sie vom

*) Der Stab des Sprechers liegt während der Sitzung auf dem Tische. Das Wegnehmen desselben ist ein Zeichen, daß die Sitzung aufgehoben ist.

Standpunkte des Volks hinweggedrängt werden auf den Standpunkt der Partei, traf in vollem Maße das Lange Parlament. Das Volk erkannte zuletzt, daß die Tyrannei desselben die des unumschränkten Königs übertraf, ohne daß dadurch die Freiheit wäre gefördert worden, die in dem ersten, wahrhaft glänzenden Abschnitt seiner Wirksamkeit das Parlament begründet hatte. Alle Parteien unterlagen nach einander: die Könighchen den Presbyterianern, diese den Independenten, die wiederum eine Beute Cromwells wurden. So war die Herrschaft zu einem Einzigen zurückgekehrt. Aber auch Cromwells Herrschaft zerfiel mit seinem Tode; sie war gegründet auf Gewalt der Waffen, auf das Uebergewicht einer außerordentlichen Persönlichkeit, nicht auf den Gesamtwillen, auf die freie Liebe des Volks. Das Königthum kehrte mit verstärkter Macht zurück. Noch fast ein halbes Jahrhundert verging unter heftigen Zuckungen, in denen die Freiheit fast erlag; einer blutigen Reaction fielen noch die edelsten Opfer, bis das Volk aus seiner Abspannung sich erholt und das Gleichmaß der Kräfte wieder gefunden hatte. Da war das Ende derjenigen Regierungsgewalt gekommen, welche meint, nur Gott allein Verantwortung schuldig zu sein. Der letzte Stuart, der bigotte, aber ganz unfähige Jacob II. entfloß, ohne Kampf, über Meer, und Wilhelm von Oranien nahm aus den Händen des Parlaments die Krone, die in dem durch die Verfassung ausgesprochenen Gesamtwillen des Volks ihre alleinige Rechtmäßigkeit und Sicherheit fand.

So hat zu allen Zeiten seine Belege in der Geschichte gefunden der Grundsatz: nur das Volk in seiner Gesamtheit ist die rechtmäßige Quelle aller Ge-

walt; aber die in blutigem Kampf errungene Freiheit stürzt durch Uebertreibung, durch Verhöhnung des ewig Menschlichen in Despotismus; sie kann sich nur befestigen durch Gesetz und Maß!